

Konflikt und Geschlecht

**Dokumentation einer Tagung der Heinrich-Böll-Stiftung und des
„Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse“
am 15./16. November 2002 in Berlin**

Das „Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse“ ist ein lockeres Netzwerk von Männern, die in den Bereichen Männer-/Geschlechterforschung, Männerbildung, Männerberatung und –politik arbeiten. Das Forum veranstaltet zweimal jährlich Fachtagungen, die themenzentriert unterschiedliche Blickrichtungen aus Theorie, Forschung, Praxis und Politik zusammenbringen und insbesondere dem Erfahrungsaustausch dienen. Die Tagungen werden von Mitgliedern des Forums in wechselnden Gruppen vorbereitet und durchgeführt.

Die bisherigen Tagungen befaßten sich mit den Themen „Männerlernprozesse“, „Männer und Körperlichkeit“, „Alles Gender? – Oder was? Theoretische Ansätze zur Konstruktion von Geschlecht(ern) und ihre Relevanz für die Praxis in (Männer)Bildung, Beratung und Politik“, „Mann oder Opfer“, „Vater werden, Vater sein, Vater bleiben“.

Die Heinrich-Böll-Stiftung unterstützt das Forum als Koordinationsstelle organisatorisch, finanziell und ideell. Wenn Sie in den Verteiler des Forums aufgenommen werden wollen, dann wenden Sie sich an:

Heinrich-Böll-Stiftung
- Forum Männer –
z. Hd. Henning von Bargaen
Rosenthaler Str. 40/41
10178 Berlin
Fon 030-28534-180
Fax 030-28534-5180
Email: gender@boell.de

Schriften zur Geschlechterdemokratie Nr. 7

Konflikt und Geschlecht. Dokumentation einer Tagung der Heinrich-Böll-Stiftung und des „Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse“ am 15./16. November 2002 in Berlin. Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung.

Tagungskonzept: Peter Godbersen, Gernot Krieger, Peter Thiel, Willi Walter und Henning von Bargaen

1. Auflage, Juni 2003
© bei der Heinrich-Böll-Stiftung
Alle Rechte vorbehalten
Druck: agit, Berlin

Die vorliegenden Beiträge müssen nicht die Meinung der HerausgeberInnen wiedergeben.

Bestelladresse:

Heinrich-Böll-Stiftung, Hackesche Höfe, Rosenthaler Str. 40/41, 10178 Berlin,
Tel. 030-285340, Fax 030-28534109, Email: info@boell.de, Internet: www.boell.de

Inhalt

Vorwort	4
Wolfgang Enge	5
Wir Männer, wir Frauen. Soziale Identität und Geschlechtsrollen-orientierungen als Vermittler in der Wahrnehmung von Konflikten zwischen den Geschlechtern	
Auszüge aus der Diskussion	12
Kurt Möller	15
Männlichkeit(en) und Konflikt – Wie Männer und Jungen ihre Konflikte untereinander austragen	
Auszüge aus der Diskussion	30
Christa M. Heilmann	33
Sprache und Sprechen zwischen den Geschlechtern: Konfliktverhindernd? Konfliktproduzierend? Konfliktlösend?	
Auszüge aus der Diskussion	43
András Wienands	46
Konflikt als Chance. Eine systemische Perspektive auf den ‚Kampf der Geschlechter‘	
Open space: Konkurrenzgesellschaft – ein Konstrukt?	60
Workshop: Gewaltfreie Kommunikation unter Geschlechtsaspekten	62
Programm der Tagung	67

Vorwort

Konflikte sind im Ursprung nichts Negatives – im Gegenteil: Sie bedeuten zunächst nur unterschiedliche Meinungen oder Interessen und beinhalten das Potenzial für menschliche Entwicklung und Gemeinsamkeit. Konflikte bzw. konfliktvolle Situationen werden aber unterschiedlich wahrgenommen und entsprechend unterschiedlich definiert. Im Mittelpunkt der Tagung „Konflikt und Geschlecht“ standen daher für uns folgende Fragen:

- Lassen sich in der Konfliktwahrnehmung und -definition bedeutsame geschlechtstypische Unterschiede feststellen?
- Wann werden welche Konflikte wahrgenommen? Wie reagieren Männer und Frauen auf sie?
- Ist der Umgang mit Konflikten (persönlichen, sozialen, politischen etc.) geschlechtstypisch, bzw. gibt es eher „weibliche“ und eher „männliche“ Analysen, Bearbeitungsmodelle und Lösungsstrategien?
- Sind Konfliktanalysen und Konfliktinterventionen, besonders auch im politischen Feld, erfolgversprechender, wenn sie Erkenntnisse der Geschlechterforschung berücksichtigen?

Neben dem Versuch, Antworten auf diese Fragen zu bekommen, war es ein wichtiges Ziel der Tagung, konstruktive Umgangsweisen mit Konflikten für die Geschlechterdebatte fruchtbar zu machen. Hier hat die Tagung aus Sicht der Teilnehmenden einen wichtigen Schritt getan.

Das Thema „Konflikt und Geschlecht“ sowie die inhaltliche und methodische Gestaltung der Tagung sind auf überwältigendes Interesse gestoßen. Zum ersten Mal in der Geschichte der Tagungen des Forum Männer mußten wir interessierten Menschen wegen Überfüllung absagen. Besonders hervorgehoben wurde in der Auswertung, daß über aktivierende Methoden und Einplanung von viel Raum und Zeit die Teilnehmenden viele Möglichkeiten hatten, sich zu beteiligen, in die Debatte einzubringen und neue Erfahrungen zu sammeln.

In dieser Broschüre sind nun die Vorträge der Tagung nachzulesen. Die komplette Dokumentation mit Auszügen aus der Diskussion und Berichten aus den Workshops steht im Internet unter www.boell.de als Download im pdf-Format zur Verfügung.

Wir bedanken uns bei allen Männern und Frauen, die zum Zustandekommen der Tagung und dieser Dokumentation beigetragen haben.

Peter Godbersen, Gernot Krieger, Peter Thiel, Willi Walter
(Vorbereitungsgruppe Forum Männer)

Henning von Barga
(Heinrich-Böll-Stiftung)

Wolfgang Enge

Wir Männer, wir Frauen.

Soziale Identität und Geschlechtsrollenorientierungen als Vermittler in der Wahrnehmung von Konflikten zwischen den Geschlechtern

Wenn ich heute als Österreicher, also als Ausländer, vor Ihnen als Inländer stehe, so bin ich schon fast bei meinem Thema – bei jenem Bezugsrahmen also, in dem ich mich in meinem Referat bewegen werde. In diesem Rahmen geht es um soziale Gruppen, um soziale Kategorien, und wenn wir das Geschlecht, Frauen und Männer, als soziale Kategorien begreifen, so bin ich mitten im Thema.

Eine einflußreiche Forschungstradition in der europäischen Sozialpsychologie ist mit den Namen Tajfel und Turner und mit dem Begriff *Soziale Identität* verknüpft. Dieser Forschungszweig innerhalb der Sozialpsychologie geht von einem Kontinuum von Situationen aus, die von zwei Polen begrenzt ist – einem „Personenpol“ auf der einen und einem „Gruppenpol“ auf der anderen Seite. Diese sozialen Situationen, in denen wir mit unserer sozialen Umwelt in Kontakt treten, sind eng verknüpft mit nahezu allen Themen, die hier relevant sind: mit unserem Selbstkonzept, unserer Wahrnehmung anderer Personen und unserem Sozialverhalten.

- Auf dem Extrem des Personenpols definieren wir uns ausschließlich über unsere personale Identität, d.h. die individuellen Merkmale, Eigenschaften, Vorlieben, die Kombination aller Facetten, die unsere individuelle Persönlichkeit ausmacht. Am Extrem des Gruppenpols hingegen definieren wir unser Selbst ausschließlich über unsere Zugehörigkeit zu sozialen Kategorien, also unseren Eigengruppen – einerlei, ob es sich dabei um den örtlichen Sparverein oder um breite soziale Kategorien handelt, wie ethnische Gruppen, Religionsgemeinschaften oder eben auch das Geschlecht.
- Dieser Selbstdefinition entsprechend nehmen wir auch andere Personen wahr: auf dem Personenpol steht die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit von Persönlichkeiten mit ihren spezifischen Merkmalskombinationen im Vordergrund, während am Gruppenpol Menschen ausschließlich über ihre Gruppenzugehörigkeit definiert werden. Die Wahrnehmung von Personen beruht auf den Stereotypen, die wir mit der sozialen Kategorie assoziieren, zu der wir die Person zählen.
- Schließlich kann das Sozialverhalten in der Situation am Personenpol als interindividuell bezeichnet werden: Demnach interagieren hier Individuen, die sich ausnahmslos über ihre personale Identität definieren und andere in ihrer Individualität wahrnehmen – Gruppenmitgliedschaften spielen dabei überhaupt keine Rolle. Im Gegensatz dazu, am Extrem des Gruppenpols, treten Menschen einzig und allein als Mitglieder jener sozialen Gruppe miteinander in Kontakt, die in der gegebenen Situation gerade im Vordergrund steht. Beziehungen zwischen idiosynkratischen Persönlichkeiten werden hier völlig ausgeblendet.

Als Beispiel für Extremsituationen am Personenpol können intime, enge Freundschaften genannt werden oder lange bestehende Selbsterfahrungsgruppen. Für Extremsituationen, die am Gruppenpol angesiedelt sind, lassen sich die Fanggemeinschaften bei Champion Leagues

ebenso anführen wie soziale Akteure bei Demonstrationen (mit Demonstrierenden und Polizisten als die jeweiligen Gruppenmitglieder).

Generell beinhaltet unser Selbstkonzept stets beide Selbstdefinitionen: Wir sind unverwechselbare Persönlichkeiten *und* Angehörige sozialer Kategorien. Aber festzuhalten ist, daß Situationen danach unterschieden werden können, ob sie eher zum Personen- oder zum Gruppenpol driften, das Individuum oder das Gruppenmitglied in den Vordergrund treten lassen. Neben diesen unterschiedlichen Situationen gibt es auch individuelle Unterschiede dahingehend, daß eine bestimmte Gruppenmitgliedschaft für die einen mehr und für die anderen weniger Bedeutung haben. Dies geht aus der Definition von sozialer Identität von Tajfel hervor, der soziale Identität definiert als jenen „...Teil des Selbstkonzepts eines Individuums ..., der sich aus seinem *Wissen* um seine Mitgliedschaft in sozialen Gruppen und aus dem *Wert* und der *emotionalen Bedeutung* ableitet, mit der diese Mitgliedschaft besetzt ist.“ Was sind nun die Grundannahmen der Theorie der sozialen Identität?

Wir streben nach einem positiven Selbstwert – und das heißt auch, daß wir nach positiver sozialer Identität streben. Für die Einschätzung darüber, wie positiv unsere soziale Identität ist, bedienen wir uns Vergleichen der Eigengruppe(n) mit relevanten Fremdgruppen. In diesen Vergleichssituationen versuchen wir, unsere Eigengruppe positiv distinkt von Fremdgruppen abzuheben, und positive Distinktheit der Eigengruppe ist dann gegeben, wenn wir sie auf einer *relevanten Vergleichsdimension* als der Fremdgruppe überlegen wahrnehmen. Der Status einer Gruppe wird dabei über das Ergebnis dieser Vergleichsprozesse definiert.

Was geschieht nun, wenn das Vergleichsergebnis zwischen Eigen- und Fremdgruppe negativ ausfällt, die soziale Identität also bedroht ist?

Die Theorie der sozialen Identität postuliert, daß wir uns darum bemühen, unsere positive soziale Identität wiederherzustellen, und sie skizziert Strategien des Identitätsmanagements, die Angehörige statusniedriger Gruppen zu diesem Zweck einsetzen.

Auch hier wird von einem Kontinuum ausgegangen, diesmal aber von einem Kontinuum an Überzeugungsmustern und Handlungsbereitschaften, die von den Polen *individuell* und *kollektiv* begrenzt sind.

- Um mit der Wahrnehmung von Gruppengrenzen zu beginnen: bei einem rein individuell orientierten Denkmuster werden die Gruppengrenzen als *durchlässig* eingestuft, d.h. es herrscht die Überzeugung vor, daß der Wechsel von einer statusniedrigen zu einer statushohen Gruppe kein unüberwindliches Problem darstellt – auf jeden Fall kein Problem, das mit Gruppenzugehörigkeiten zu tun hat. Die gegenteilige Überzeugung herrscht bei kollektiv ausgerichtetem Denkmuster vor: hier werden die Gruppengrenzen als *undurchlässig* wahrgenommen, ein individueller Aufstieg in eine statushohe Gruppe ist nicht möglich, positive soziale Identität kann nur über einen verbesserten Status der Eigengruppe als Ganzes erreicht werden.
- Mit diesen Grundhaltungen gehen auch Überzeugungen zur Struktur der Gesellschaft einher: Beim individuell orientierten Denkschema wird die Gesellschaftsstruktur als offen eingeschätzt – hier kommt etwa das Sprichwort „Jeder ist seines Glückes Schmied“ zum Ausdruck –, während auf der kollektiven Seite die Gesellschaft als sehr geschichtet, stratifiziert, geschlossen eingestuft wird.

- Die bevorzugten Strategien des Identitätsmanagements bei bedrohter sozialer Identität folgen diesen Grundüberzeugungen: *Soziale Mobilität* kann als individuelle Strategie bezeichnet werden, *Soziale Kreativität* und *Sozialer Wettbewerb* als kollektive Strategien. Darauf will ich nun näher eingehen.

Grundmerkmal der individuellen Strategie *Soziale Mobilität* ist also, daß hier die Gruppengrenzen als durchlässig wahrgenommen. Die Eigengruppe trägt wenig zu einer positiven sozialen Identität bei, und da ein Aufstieg in eine statushohe Gruppe und ein Ausstieg aus der statusniedrigen Gruppe als möglich angesehen wird, ergibt sich daraus fast zwangsläufig eine geringe Identifikation mit der Eigengruppe – positive soziale Identität wird durch den Wechsel der Gruppenmitgliedschaft erreicht. Anzumerken ist, daß unter *Ausstieg* auch ein psychologischer Ausstieg zu verstehen ist. Ein afrikanischer Amerikaner behält etwa seine ethnische Zugehörigkeit auch dann bei, wenn er zu Ministerehren kommt.

Die grundlegende Haltung, die *Sozialer Mobilität* innewohnt, erinnert an den Mythos, vom Tellerwäscher zum Multimilliardär aufsteigen zu können und an den „Glauben an eine gerechte Welt“, in der jede Person bekommt, was sie verdient. Diese Grundüberzeugung scheint insbesondere in westlichen, industrialisierten Kulturen ausgeprägt zu sein.

Ein anderes Bild läßt sich von den kollektiven Strategien zeichnen. Wir haben gesehen, daß die Gruppengrenzen hier als undurchlässig wahrgenommen werden. Das Dilemma für Angehörige statusniedriger Gruppen ist: die Eigengruppe trägt einerseits wenig zu positiver sozialer Identität bei, ein Ausstieg ist andererseits nicht möglich. Eine relativ hohe Identifikation mit der Eigengruppe scheint damit unausweichlich – „man muß damit leben“.

Als Schlüsselkomponente kommt bei den kollektiven Strategien die Einschätzung der Beziehungen zwischen der statushohen Fremd- und der statusniedrigen Eigengruppe hinzu, und zwar die Fragen: Wie *legitim* ist das Statusgefälle zwischen den Gruppen, und wie *stabil* ist dieses einzustufen?

Werden die Intergruppenbeziehungen als legitim und stabil eingeschätzt, so sind keine Alternativen zum Status quo vorstellbar. Werden die Beziehungen allerdings als illegitim oder instabil wahrgenommen, so sind kognitive Alternativen zum Status quo verfügbar. Diese zwei grundlegend verschiedenen Einschätzungen sind nun dafür entscheidend, ob *Soziale Kreativität* oder *Sozialer Wettbewerb* als Strategie des Identitätsmanagements bei bedrohter sozialer Identität angewendet wird.

Auf diese beiden Strategien möchte ich nun näher eingehen.

Wenn wir uns die Charakteristika einer Intergruppenvergleichssituation nochmals ansehen, so läßt sich dies anhand eines Beispiels veranschaulichen: ein Vergleich zwischen Männern und Frauen hinsichtlich der Besetzung von Führungspositionen.

Die Vergleichsdimension „Anzahl der Führungspositionen“ wird übereinstimmend als positiv angesehen, hat mit Prestige, Macht, Anerkennung zu tun: der Status einer Gruppe definiert sich hier über die relative Verteilung der Ressource „Führungspositionen“ an die jeweiligen Gruppenmitglieder. Realistischerweise können wir annehmen, daß Frauen 10%, Männer 90% aller Führungspositionen besetzen. Die Ingredienzien der Vergleichssituation sind somit zusammengefaßt: zwei Vergleichsgruppen, eine Vergleichsdimension, der eingeschätzte Wert dieser Dimension. Und ein Vergleichsergebnis, das die positive soziale Identität der An

gehörigen einer Gruppe, nämlich der Frauen, bedrohen sollte und Strategien des Identitätsmanagements induziert.

Bei der Strategie *Soziale Kreativität* tun sich nun drei mögliche Wege auf, die sich anhand des Beispiels nachvollziehen lassen.

- Statt sich auf den Vergleich einzulassen, wird eine andere, *neue Vergleichsdimension* in die Vergleichssituation eingeführt. Nehmen wir an, diese neue Vergleichsdimension ist der Anteil von Frauen und Männern in „Sozialberufen“, eine ebenso übereinstimmend als positiv angesehene Vergleichsdimension. Hier kehren sich die Anteile von Frauen und Männern um. Auf dieser positiven Dimension liegen nun Männer bei 10, Frauen bei 90%. Die Wahl dieser neuen Vergleichsdimension führt zur Überlegenheit der ursprünglich gegenüber der Fremdgruppe (Männer) unterlegenen Eigengruppe (Frauen).
- Der *Wert der Vergleichsdimension* kann *umbewertet* werden. So kann etwa eingewendet werden: Der Kampf um Führungspositionen entspricht einer Profilierungsneurose. Damit kehrt sich, wie wir hier sehen, die Polung der Skala um, was zuvor positiv war ist negativ und umgekehrt, Männer nehmen eine schlechte, Frauen eine günstige Position ein.
- Zum dritten kann die *Vergleichsgruppe gewechselt* werden. Anhand unseres Geschlechter-Beispiels, bei dem es keine dritte Vergleichsgruppe gibt, ist dies zwar auf den ersten Blick schwer vorstellbar. Immerhin ist die Argumentation denkbar: Frauen hier im Westen sind Frauen in der 3. Welt hinsichtlich der Besetzung von Führungspositionen weit überlegen, oder es werden Frauen von heute mit der Generation der Großmütter verglichen.

Für die Strategie *Soziale Kreativität* läßt sich somit insgesamt festhalten: Stets wird die Gruppenvergleichssituation kognitiv so umstrukturiert, daß sich als Konsequenz die Wiederherstellung positiver sozialer Identität für die unterlegene Gruppe ergibt. Alles in allem sind soziale Konflikte zwischen Gruppen bei dieser Strategie unwahrscheinlich.

Ein anderes Bild ergibt sich bei der Strategie Sozialer Wettbewerb, wo die statusniedrige Gruppe das Statusgefälle zur statushohen Gruppe als illegitim oder instabil einschätzt. Im Intergruppenvergleich werden hier weder die Vergleichsdimension, noch deren Wertigkeit, noch die Vergleichsgruppe gewechselt: es geht um die Erringung einer günstigen Position der statusniedrigen Eigengruppe im Vergleich zur statushohen Fremdgruppe, und zwar auf derselben, übereinstimmend positiv gesehenen Vergleichsdimension. Da dies auf Kosten der statushohen Fremdgruppe geht, sind hier soziale Konflikte wahrscheinlich.

Ich glaube, daß anhand dieses Geschlechter-Beispiels deutlich wurde, daß in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern – werden sie als Beziehungen zwischen sozialen Gruppen konzeptualisiert – die Einstellungen zu Geschlechtsrollen maßgeblich sind.

In der deutschsprachigen Literatur hat sich hier der Begriff der *normativen Geschlechtsrollenorientierungen* durchgesetzt, worunter normative Konzeptionen verstanden werden können, die das subjektiv als angemessen empfundene Verhalten von Frauen und Männern in der Gesellschaft beinhalten. Grob können wir dabei *traditionelle* und *nicht-traditionelle* normative Geschlechtsrollenorientierungen unterscheiden. Darauf möchte ich nicht weiter eingehen.

Wenn wir uns nun ausschließlich auf Frauen als Geschlechtsgruppe konzentrieren, und wenn wir nochmals auf die Identifikation mit der Eigengruppe der Frauen zurückkommen, so ließe sich schließen: Es gibt Frauen, die sich nur in geringem Ausmaß und Frauen, die

sich in hohem Ausmaß mit ihrer Geschlechtsgruppe identifizieren. Das Grundgefühl des „Wir-Frauen“ wäre demnach unter der Rubrik „hohe Gruppenidentifikation“ einzuordnen.

Mit dieser Zuordnung wird allerdings die zweite Variable völlig übersehen. Und diese zweite Größe, die normative Geschlechtsrollenorientierung, bestimmt ganz wesentlich, welche *inhaltliche* Qualität dieser unbestimmten *Wir-Frauen*-Haltung zu Grunde liegt: Frauen mit traditioneller Geschlechtsrollenorientierung tendieren zu extremer Femität, und traditionelle Geschlechtsunterschiede werden hoch gehalten und betont. Dem steht die Gruppe der Frauen mit hoher Gruppenidentifikation und nicht-traditioneller Geschlechtsrollenorientierung gegenüber, die soziale Vergleiche mit Männern bevorzugt und die Status- und Rollengleichheit zwischen den Geschlechtern einfordert.

Es scheint naheliegend, daß diese beiden Gruppen von Frauen zu unterschiedlichen Strategien des Identitätsmanagements greifen, wenn ihre positive soziale Identität als Angehörige ihrer Geschlechtsgruppe bedroht ist: Beide Gruppen tendieren zwar zu den kollektiven Strategien, welche ja, wie wir gesehen haben, von hoher Gruppenidentifikation begleitet wird. Für traditionell orientierte Frauen mit hoher Gruppenidentifikation läßt sich aber Soziale Kreativität als bevorzugte Strategie prognostizieren – womit Kooperation vor Kooperation steht, weil diese Gruppe etwa auf andere Vergleichsdimensionen „ausweicht“, auf denen sie eine relativ überlegene Position einnimmt. Für nicht-traditionell orientierte Frauen mit hoher Gruppenidentifikation ließe sich hingegen *Sozialer Wettbewerb* als Strategie ihrer Wahl vorhersagen, und somit Kooperation statt Kooperation, weil im Intergruppenvergleich dieselbe Vergleichsdimension mit gleichbleibender Wertigkeit und Männer als Vergleichsgruppe nach wie vor relevant bleiben.

All diese Überlegungen führten zur Konzeption einer Studie, die ausschließlich bei Frauen, 430 Schülerinnen im Alter von 18 bis 21 Jahren, durchgeführt wurde. Dabei wurden die Identifikation mit der eigenen Geschlechtsgruppe, die normativen Geschlechtsrollenorientierungen sowie die Wahrnehmung der Legitimität und Stabilität von vorgegebenen Fakten erhoben. Diese Fakten beinhalteten einen Vergleich zwischen Frauen und Männern in bezug auf verschiedene Vergleichsdimensionen und spiegelten sämtlich eine ungünstige Position der Eigengruppe der Frauen gegenüber der Fremdgruppe der Männer wider. Damit sollte die soziale Identität der Probandinnen als Mitglieder der sozialen Kategorie „Frauen“ bedroht werden. Vor diesem Hintergrund wird der Fokus der Studie ausschließlich auf Probandinnen nachvollziehbar: Von Sozialwissenschaftlern wie Feministinnen wird Frauen ein gegenüber Männern unterlegener bzw. benachteiligter Status zugeschrieben. Es ist daher ungemein leichter, positive soziale Identitäten von Frauen zu bedrohen als von Männern; und dies war Voraussetzung dafür, die skizzierten Strategien des Identitätsmanagements nachzuweisen.

Im Anschluß an jede dieser Fakten waren zahlreiche Begründungen vorgegeben, die hinsichtlich ihrer Plausibilität einzustufen waren.

- So wurde etwa die vorhin exemplarisch erörterte Vergleichssituation zwischen Frauen und Männern auch den Probandinnen präsentiert: „Frauen sind in Führungspositionen sehr selten anzutreffen. Nur etwa 10% aller Führungspositionen werden von Frauen besetzt, den Rest, also 90% aller Führungspositionen, bekleiden Männer. Worauf führen Sie das zurück?“ In den darauf folgenden Begründungen spiegelten sich die erörterten Strategien wider; drei Item-Beispiele sollen dies illustrieren: Eine Bekräftigung der Aussage „... weil Frauen von Männern diskriminiert werden“ steht etwa für die Anwendung der Strategie *Sozialer Wettbewerb*; eine Zustimmung zum Item „... weil Frauen nicht ständig das Gefühl

brauchen, über anderen stehen zu müssen“ wäre als ein Hinweis zur Verwendung der Strategie *Soziale Kreativität* zu werten, und zustimmende Antworten zum Statement „... weil Frauen die Möglichkeiten nicht nutzen, die sie hätten“ spiegelt die Strategie *Soziale Mobilität* wider.

- Ein weiteres soziales Faktum bezog sich auf die Tatsache, daß Frauen mehr Haushaltsarbeit leisten als Männer: „Selbst in Partnerschaften, wo Mann und Frau voll berufstätig sind, verbringen Frauen im Schnitt drei Mal so viel Zeit mit Haushaltsarbeit wie Männer. Worauf führen Sie das zurück?“ Auch hier kann die Zustimmung zur Begründung „... weil Frauen von Männern diskriminiert werden“ als Hinweis für die Strategie *Sozialer Wettbewerb* gesehen werden, während sich eine Bevorzugung der Strategie *Soziale Kreativität* in der erhöhten Plausibilitätseinschätzung der Aussage „... weil Frauen insgesamt reinlicher sind als Männer, was sich im Haushalt ebenso zeigt wie z.B. bei der eigenen Körperpflege“ niederschlagen würde. Schließlich kann die Zustimmung zur Aussage „... weil Frauen die Möglichkeiten nicht wahrnehmen, die sie hätten – etwa ihre Partner um Mithilfe zu bitten“ als Hinweis für die bevorzugte Anwendung der Strategie *Soziale Mobilität* angesehen werden.

Zu den wichtigsten, hier relevanten Ergebnisse ganz kurz:

Die Strategien *Soziale Kreativität* und *Sozialer Wettbewerb* konnten – anhand faktorenanalytischer Auswertungen – gut nachgewiesen werden. Zwischen der Bevorzugung von Strategien und der Identifikation der Probandinnen mit der Eigengruppe der Frauen ergab sich bloß ein punktueller Zusammenhang. Starke Zusammenhänge waren zwischen der Bevorzugung von Strategien einerseits und der eingeschätzten Legitimität der Fakten sowie der normativen Geschlechtsrollenorientierung der Probandinnen andererseits zu beobachten.

Wenn wir uns den Zusammenhang zwischen den normativen Geschlechtsrollenorientierungen der Probandinnen und deren Zustimmungsggrad zur Strategie *Sozialer Wettbewerb* ansehen, und zwar anhand der Fakten „Führungspositionen“ und „Haushaltsarbeit“, so lässt sich eindeutig folgendes Ergebnis nachzeichnen: Nicht-traditionell orientierte Probandinnen bevorzugen diese Strategie bei beiden vorgegebenen Fakten in signifikant höherem Ausmaß als traditionell orientierte Probandinnen.

Ein umgekehrtes Muster ergibt sich für den Zusammenhang zwischen normativer Geschlechtsrollenorientierung und der Zustimmung zur Strategie *Soziale Kreativität*: Hier tendieren – und zwar wieder bei den beiden erwähnten Fakten – traditionell orientierte Probandinnen in signifikant höherem Ausmaß zu dieser Strategie als nicht-traditionell orientierte Probandinnen.

Damit haben sich einige der zentralen Hypothesen bestätigt: Grob gesprochen lässt sich sagen, daß traditionell orientierte Frauen für die Strategie *Soziale Kreativität* prädestiniert scheinen, wenn es um deren bedrohte soziale Identität in Vergleichssituationen zwischen den Geschlechtern geht. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß diese Strategie soziale Konflikte unwahrscheinlich macht – einen Hinweis dafür liefert die mit *Sozialer Kreativität* einhergehende Einschätzung *relativ* geringer Illegitimität der Fakten.

Nicht-traditionell orientierte Frauen hingegen bevorzugen *Sozialen Wettbewerb*, um ihre positive soziale Identität als Angehörige der im Vergleich zu Männern statusunterlegenen Gruppe der Frauen wiederherzustellen. Nach der *Theorie der Sozialen Identität* werden hier soziale

Konflikte wahrscheinlich, und die *Sozialen Wettbewerb* begleitende Einschätzung der Fakten als *extrem* illegitim scheint dies zu untermauern.

Abschließend könnte die Frage gestellt werden, ob ähnliche Überlegungen und Hypothesen auf Männer anwendbar wären, wenn deren positive soziale Identität in Vergleichssituationen zwischen Frauen und Männern eine Bedrohung erfährt. Abgesehen von der bereits erwähnten Schwierigkeit, die generell positiv gefärbte soziale Identität einer statushohen Gruppe zu gefährden, erhebt sich in diesem Zusammenhang eine andere, interessante Frage:

Das von Susan Condor eingeführte und hier vorgestellte Schema mit den Variablen Gruppenidentifikation und normative Geschlechtsrollenorientierung als Größen mit je zwei Ausprägungen (hoch/niedrig vs. traditionell/nicht-traditionell) ermöglicht eine Typologie von Frauen in vier Subgruppen, die sich intuitiv und empirisch nachzeichnen lassen. Für Männer scheint dies nur bedingt zu gelten. So lassen sich für den deutschen Sozialpsychologen Ulrich Wagner genügend Beispiele für traditionell und nicht-traditionell orientierte Männer mit geringer Identifikation mit der Eigengruppe der Männer finden; ebenso ließen sich Beispiele für traditionell orientierte Männer mit hoher Gruppenidentifikation anführen. Es gelinge allerdings kaum, eine empirische Evidenz für Männer mit hoher Gruppenidentifikation bei zugleich nicht-traditioneller Geschlechtsrollenorientierung zu ermitteln: Eine nicht-traditionelle Geschlechtsrollenorientierung bei Männern sei überwiegend mit deren Desidentifikation mit der Eigengruppe der Männer verbunden. Stimmt man dieser These zu, so scheint daher ein Grundgefühl einer *Wir-Männer*-Haltung jenseits von Männerbünden, Kameradschaftsverbänden, Sportvereinen oder Blutsbrüderschaften schwer festzumachen.

Dr. Wolfgang Enge ist Universitätslektor (Universität Graz), Sozialpsychologe und Kommunikationstrainer. Kontakt: wolfgang.enge@kfunigraz.ac.at

Auszüge aus der Diskussion

Antonia Brinker, Teilnehmerin: Ich habe das Männerforum schon öfter besucht und ich frage mich heute: Was ist eigentlich das Neue an Ihrer Untersuchung? Als Feministin weiß ich, daß die Frauenbewegung eine Menge soziale Konflikte befördert hat und somit ja auch gesellschaftliche Bewegung entstanden ist. Das haben Sie nur noch mal dargelegt. Deshalb frage ich: Was ist eigentlich das Neue, das Revolutionäre an Ihrer Untersuchung? Und: Was verstehen Sie denn unter ‚traditionell‘? Das müßten Sie noch mal genauer definieren.

Wolfgang Enge: Wenn ich das noch ausgeführt hätte, was die empirische Literatur unter ‚traditionell‘, ‚nichttraditionell‘ usw. versteht, dann wäre mein Vortrag noch länger geworden. Ich habe mir das gespart und habe das recht kurz gemacht. Das zum einen. Aber, wie gesagt, ich habe darauf verwiesen: Es dürfte einen Konsens darüber geben, was traditionell und nichttraditionell ist. Wobei ‚nichttraditionell‘ ein weiteres Muster meiner Meinung nach hat. Es ist bewußt der Begriff ‚nichttraditionell‘ gefallen, weil nichttraditionell sowohl die Position der Egalität einschließt, als auch, daß Frauen beispielsweise die besseren Führungskräfte sind oder den Männern in allen Richtungen überlegen sind; insofern ein Recht darauf hätten, viel mehr vertreten zu sein. Das wäre dann nicht mehr egalitär, wo eben die Chancen gleich sind, sondern das wäre dann eine völlige Umdrehung der Geschlechterverhältnisse. Deswegen ‚nichttraditionell‘, wo sämtliche Variationen hier beinhaltet sind.

Zu Ihrer ersten Frage: Revolutionen finden nicht immer statt. Mir war es wichtig, diese Strategie nachzuweisen. Wie gesagt, es ist eine einflußreiche Forschung, die hat sich entwickelt in der europäischen Sozialpsychologie. Insofern ist es benannt worden, es ist empirisch nachgewiesen worden. Ich denke, das kann einer Diskussion, die sich oft in sehr grauen Bereichen bewegt, durchaus gut tun.

Peter Godbersen, Teilnehmer: Für mich ist der spannendste Teil das Fragezeichen. Nämlich, was passiert mit Männern? Vielleicht sind es doch recht viele, die hier jetzt auch sitzen, die nichttraditionell orientiert sind. Haben Sie eigentlich in dem Bereich mehr geforscht oder ist da mehr bekannt geworden – was kennzeichnet die, oder: Was passiert mit denen? Wenn man auch sagt, daß da das Zugehörigkeitsgefühl zur Geschlechtergruppe schwindet.

Wolfgang Enge: Ich habe die Untersuchung an Frauen gemacht. Aber ich bin im Laufe der Vorbereitung dieses Themas dahin gekommen: Es ist genau, wie Sie sagen. Das ist eigentlich der spannende Schlußpunkt dieses Fragezeichen, weil Männer in diese Typologie unter diesen gegebenen Machtverhältnissen nicht passen. Ich denke, daß Fragezeichen sehr anregend sein können. Ich kann auch noch keine Antworten geben. Ich stelle nur fest, daß in der gesamten Literatur der Sozialpsychologie, Psychologie, auch in der feministischen Geschlechterforschung eigentlich fast nur Frauen untersucht werden. Es gibt kaum empirische Untersuchungen über Männer. Natürlich werden Sie mir im Männerforum da nicht ganz Recht geben, weil Sie ganz gezielt diese Literatur suchen. Aber wenn man alles zusammennimmt, dann bewegt sich der Großteil der Forschung bei Frauen.

Pia Kaiser, Teilnehmerin: Ich hätte eine Anmerkung zu machen zu diesem Fragezeichen, weil es da ein paar Studien gibt aus den USA von Männerforschern und Geschlechterforschern, die sagen: In den 60er Jahren und auch im Laufe der Frauenbewegung haben Frauen wirklich angefangen, ihre Rollen zu hinterfragen, und die Männer haben das in dem Maße noch nicht gemacht; aber fangen jetzt damit an. Wir können davon ausgehen, daß in einigen

Jahren dieses Fragezeichen weg sein wird und genügend Männer drin sein werden. Aber es ist praktisch das, was man in Amerika Consciousness-racing-Prozeß nennt; daß der einfach noch nicht bei den Männern in dem Sinne stattgefunden hat wie bei Frauen, die wirklich in Gruppen gegangen sind, wirklich ihre Rollen hinterfragt haben. Auch einen gewissen Leidensdruck hatten, das zu tun, während Männer das noch nicht in dem Maße hatten.

Harry Tritschler, Teilnehmer: Für mich persönlich ist es okay, daß Männer Frauen untersuchen oder Frauen Männer untersuchen, wie auch immer. Schade ist, daß Sie diesen Bann nicht durchbrochen haben und in die andere Richtung gegangen sind.

Wolfgang Enge: Ist angekommen und kann ja noch kommen, diese Forschung. Natürlich hinterfragen Männer ihre Rollen. Aber kommen sie zu diesem Wir-Männer-Gefühl? Das ist die entscheidende Frage. Dafür weiß ich nicht, ob es die empirische Evidenz gibt; zumindest bestreitet das eben dieser deutsche Sozialpsychologe, den ich definiert habe. Das sind Einzelkämpfer, und die tendieren dann sofort nach links: nichttraditionelle Männer mit geringer Gruppenidentifikation. Dieses Wir-Männer-Gefühl, das werden Sie jenseits von Männerbünden, Fußballvereinen, Jagdgesellschaften, Kameradschaftsbünden schwer finden.

Teilnehmer: 1976 habe ich angefangen, mich mit der Tradition Männlichkeit zu beschäftigen. Ich habe lange Jahre immer gedacht: wir paar und die anderen. Es ist bei dieser unattraktiven Tradition, gegen die wir uns wenden, selbstverständlich, daß wir uns nicht mit dieser Gruppe identifizieren können und auch nicht wollen. Es wäre sinnvoll, als nicht traditionell denkende Männer eine Identität zu finden, aber das ist ein Prozeß, da sind noch einige Schritte zu gehen.

Teilnehmerin: Zu dem ‚Wir-Männer‘ will ich noch was ergänzen. Aus der Frauenbewegung wissen wir ja, daß die Frauen am Anfang auch gesagt haben: Wir Frauen, um sich Stärke zu geben. Das hat man ja ganz schnell rausgekriegt, daß dieses Wir so gar nicht stimmt, sondern daß das ganz viele Verschiedenheiten, Unterschiede gibt. Und jetzt es hier auch so, daß man sich genau überlegen muß: Wann sprechen wir von ‚wir‘? Besonders im Rahmen von Rassismus. Daß die Frauenbewegung, die feministische Bewegung auch Tendenzen des Rassismus hat, wird ja ganz deutlich, daß man Jüdinnen, Frauen aus anderen kulturellen Hintergründen..., daß da auch die weiße Frauenbewegung ein Stück weit rassistische Tendenzen hat, wenn sie zum Beispiel darauf besteht: ‚wir‘ Frauen. Und so sei es auch ein Aufruf an die Männerbewegung, wegzukommen von diesem Wir. Dieses Wir müßten schon noch genauer angeguckt und differenziert werden, was dieses ‚Wir Männer‘ denn sein soll. Auch die Gefahr drin, dieses Wir so zu benennen.

Ulrike Spangenberg, Teilnehmerin: Ich frage mich auch, ob dieses nichttraditionelle Wir-Frauen-Gefühl noch so da ist, weil ich eher glaube, daß sich die Geschlechterkategorien auflösen, nämlich nicht dieses ‚Wir als Frauen und wir gehen in Konkurrenz zu Männern‘, sondern eher dieses ‚gibt es so was wie ein Neutrum‘? Oder: Gibt es eine Entwicklung von einem Maßstab, der nicht männlich oder weiblich geprägt ist, sondern der eher was Neues darstellt, von mir aus auch eine Verbindung und nicht mehr dieses Gegensätzliche hat?

Teilnehmer: Für mich ist schon noch die Frage, von welcher Jahreszahl bei Ulrich Wagner gesprochen wurde. Ein Kollege aus Österreich, Paul Zulehner, hat mit Rainer Volz 1999 die neue Männerstudie vorgelegt. Ich bin mir ziemlich sicher, daß zumindest bei den nichttraditionellen Männern auch eine Identifikation mit dem eigenen Geschlecht gegeben war. Bei den verunsicherten Männern als Kategorie kann ich mir vorstellen, daß die Gruppenidentifi

kation gering eingeschätzt wurde. Rainer Volz und Paul Zulehner, die Studie von 1999, haben Sie die mit eingebunden?

Wolfgang Enge: Habe ich nicht eingebunden, nein. Es geht sehr viel um Intuitionen. Es gibt in der heutigen Wissenschaftswelt so viele Richtungen, Strömungen usw., und es ist immer auch die Frage: Welche Meßinstrumente setzen wir ein, welche Fragebögen setzen wir ein? Wenn Zulehner jetzt empirisch nachweist, daß es nichttraditionelle Männer mit einem Wir-Gefühl gibt, dann ist die Frage: Wie hat er das erhoben?

Ich kann nur sagen: Ulrich Wagner ist in diesem Forschungszweig zumindest eine Kapazität und ich habe nur seine Meinungen widergespiegelt. Das ist von 1994. Ich glaube, ich habe auch Zustimmungen bekommen, und ich habe mir wirklich bei der Vorbereitung überlegt: Es ist irgendwo etwas Wahres dran. Es ist nicht möglich, wir tun uns sehr schwer damit. Wir tun uns sehr schwer damit, Männer zu denken, die nichttraditionell denken und sich mit der Eigengruppe der Männer völlig identifizieren.

(bearbeitet von Henning von Barga)

Kurt Möller

Männlichkeit(en) und Konflikt – Wie Männer und Jungen ihre Konflikte untereinander austragen

Mit diesem Vortrag gebe ich einen kleinen Einblick in meine persönliche Ideenwerkstatt zum im Titel ausgewiesenen Thema. Als entsprechend tentativ möchte ich die im Folgenden dargelegten theoretischen Erörterungen verstanden wissen. Empirisch beziehen sie sich im wesentlichen auf qualitative Längsschnittforschungen, die wir seit Mitte der 80er Jahre zum Verhältnis von Jungen und Mädchen bzw. jungen Frauen und jungen Männern zu Gewalt, Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit in Bielefeld und in Esslingen gemacht haben.¹

Konflikt – begriffliche Sortierungen, Definitionen, Typen, Gegenstände

Das Generalthema „Konflikt und Geschlecht“ fordert zu der Frage heraus: Was läßt sich unter einem ‚Konflikt‘ verstehen und was für Typen von Konflikten gibt es eigentlich? Stellen wir die Definitionsfrage zunächst einmal ins zweite Glied, um sie später spezifischer fassen zu können, und fahnden (deshalb) zuvörderst einmal nach Konflikttypen, so lassen sich in einem ersten Zugriff intrapersonale bzw. innerpsychische Konflikte von interpersonalen bzw. sozialen Konflikten unterscheiden. Selektiv wie dieses Referat zwangsläufig angelegt sein muß, beziehe ich mich im Folgenden auf das Phänomen des sozialen Konflikts. Ich rede also nicht über innerpsychische bzw. intrapersonale Konfliktlagen.

Bei sozialen Konflikten kann man unter geschlechterthematischer Perspektive Konflikte zwischen den Geschlechtern von Konflikten unter den Angehörigen eines Geschlechts unterscheiden. Ich thematisiere hier Konflikte zwischen Angehörigen eines Geschlechts, des männlichen nämlich; im Klartext also: Konflikte zwischen Jungen und Männern.

Was dürfte der Minimalkonsens sein, wenn man einen sozialen Konflikt definiert? Nutzt man ein allgemeines Wörterbuch, kommt man zu diesem Ergebnis: Es ist eine Auseinandersetzung zwischen zwei oder mehreren Individuen oder Gruppen. Diese Definition indes ist unbefriedigend, weil wenig detailliert.

Beim Versuch, den Gegenstand unseres Interesses schärfer sozialwissenschaftlich zu fassen, stößt man, wenn man sich bspw. mit aktuellen Themen wie Mediation, Konfliktmanagement und gewaltfreier Konfliktkultur beschäftigt, immer häufiger auf die Definition von Friedrich Glasl². Sie besagt: Ein sozialer Konflikt ist „eine Interaktion zwischen Akteuren (Individuen, Organisationen, Gruppen usw.), wobei wenigstens ein Akteur Unvereinbarkeiten im Denken, Vorstellen, Wahrnehmen und/oder Fühlen und/oder Wollen mit dem anderen Akteur (ande

¹ Vgl. vor allem: Kurt Möller: Coole Hauer und brave Engelein. Gewaltakzeptanz und Gewaltdistanzierung im Verlaufe des frühen Jugendalters. Opladen 2001;
Kurt Möller: Rechte Kids. Eine Langzeitstudie über Auf- und Abbau rechtsextremistischer Orientierungen bei 13- bis 15jährigen. Weinheim und München 2000;
W. Heitmeyer u.a.: Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie. Erste Langzeituntersuchung zur politischen Sozialisation männlicher Jugendlicher. Weinheim und München 1992, 2. Aufl. 1993

² Vgl. Friedrich Glasl: Konfliktmanagement. Ein Handbuch für Führungskräfte, Beraterinnen und Berater. Bern/Stuttgart/Wien 2002, 7., überarbeitete und ergänzte Auflage

ren Akteuren) in der Art erlebt, daß im Realisieren eine Beeinträchtigung durch einen anderen Akteur (die anderen Akteuren) erfolgt“ (ebd., 14f.).

Konfliktsubstanz ist demnach eine Unvereinbarkeit im Denken, Vorstellen, Wahrnehmen, Fühlen, Wollen. Klärungsbedarf ruft allerdings im Bezug auf die in der obigen Definition benutzten Begriffe die Frage hervor, in welcher Weise diese Unvereinbarkeit gegeben („erlebt“) sein muß und was das „Erfolgen“ einer Beeinträchtigung meint. Zunächst zum ersten zu klärenden Problem: Ist ein Konflikt etwas, was subjektiv erlebt sein muß? Oder ist es legitim, als KonfliktbeobachterIn, z.B. als Pädagoge zu sagen: In diesem oder jenem Fall liegt ein objektiver Konflikt vor, selbst dann wenn die Konfliktbeteiligten ihn subjektiv nicht sehen? Für mich hat – semantisch gesehen – der Begriff des Erlebens deutlich eine subjektive Dimension. Daraus folgt: Voraussetzung für das Vorliegen eines sozialen Konflikts ist, daß der jeweilige Konfliktbeteiligte subjektiv erlebt, daß im Realisieren eines Bedarfs, Wunsches, Interesses, Handlungsplans oder Verhaltens eine Beeinträchtigung durch einen anderen Akteur erfolgt. Es bleibt die Frage, was dieses „Erfolgen“ einer Beeinträchtigung meint. Das Hauptproblem scheint mir hier zu sein: Liegt nur eine gedankliche Vorwegnahme einer Beeinträchtigung vor, läßt sich dann schon von der Existenz eines Konfliktes ausgehen? Wenn ich als handelnde Person eine bestimmte Vorstellung mit einem bestimmten Interesse verbinde und dann antizipieren muß, daß im Realisieren eine Beeinträchtigung durch einen Anderen erfolgen würde, dann könnte dieses als Konflikt angesehen werden. Man könnte aber auch sagen: Nicht schon dann, wenn ich eine Beeinträchtigung antizipiere, sondern erst dann, wenn sie tatsächlich erfolgt, dann haben wir einen Konflikt. Konflikte müßten danach Verhaltens- bzw. Handlungsdimensionen beinhalten. Mein Konfliktbegriff ist einer, der eben diese Dimension beinhaltet, also über einen bloßen Dissens im Perzipieren, Denken, Imaginieren, Wollen und/oder Fühlen hinausgeht; dies schlicht deshalb, weil die mit ihm erfaßbaren Phänomene sich weniger gegen sozialwissenschaftliche Beobachtung sperren. Ich erörtere hier und heute daher solche sozialen Konflikte, die tatsächlich aktionswirksam werden.

Welche Gegenstände können so definierte Konflikte haben?

Wenn man in ein soziologisches Wörterbuch schaut, stößt man alsbald auf die Unterscheidung zwischen Interessenkonflikten und Wertekonflikten. Demnach gibt es zwei Typen von Gegenständen, die Konflikte beinhalten können: Interessen und Werte. Bei Interessenkonflikten geht es meist um knappe materielle oder immaterielle Güter: den Besitz eines bzw. die Verfügung über einen Porsche, ein Fahrrad, ein Handy oder um immaterielle Güter wie Macht. Bei Wertekonflikten dagegen geht es um einen Dissens, verstanden als Differenz im Urteil über die Wertigkeit von Gütern und Zielen. Was ist mir der Porsche, das Fahrrad, das Handy oder persönlicher Besitz schlechthin wert? Hier steht die jeweilige persönliche Wertigkeit im Vordergrund. In diesem Sinne können Auseinandersetzungen durch Wertekonflikt oder durch Interessenkonflikte gekennzeichnet sein.

Ich behaupte: Beim ersten Typus, dem Interessenkonflikt, geht es unter Jungen und Männern besonders oft um Raum, Macht, Besitz und Konsumvermögen. Man muß dabei nicht nur an Kriegshandlungen denken, die ja im Kern auf Territorial-, Macht und damit auch Besitzverfügungen abzielen und zu nahezu 100% von Männern ausgeführt werden. Beim traditionellen Männersport des Fußballspiels kann man das Streben nach (hier spielerischen) Raumeroberungen ähnlich deutlich sehen; nicht nur bei den Spielern, die auf dem Rasenplatz im Wettbewerb um Raum konfliktieren, indem sie für die Gegner „die Räume eng machen“ und Pässe „in die Tiefe des Raumes“ schlagen, sondern auch auf den Stadionrängen

und bei Auseinandersetzungen von gewaltorientierten Fußballfans um die Stadien herum. Man denke auch an die Revierkämpfe unter (fast ausschließlich männlichen) Jugendlichen. Dabei geht es im wesentlichen um die Verteilung von Macht bzw. um Machtsymbolik. Eine wichtige Rolle spielt dabei auch die Verfügung über Frauen und Mädchen, die sich auf dem umkämpften Territorium aufhalten und die als die „eigenen“ Mädchen und Frauen definiert werden können, wenn man(n) das in Frage stehende Territorium besetzt (hält). Ähnliche Szenarien entwickelt ein großer Teil der gerade bei männlichen Nutzern so beliebten Computerspiele. Die Anhäufung von Besitztümern („ein Mann muß nicht schön, aber reich sein“) und der möglichst umfassende Ausweis von Konsumvermögen („sich etwas leisten können“) gelten seit jeher und verschärft seit der Phase des Vorherrschens der kapitalistischen Wirtschaftsweise als kaum bestreitbare Belege reifer Männlichkeit.

Den zweiten Typ von Konflikten bilden Wertekonflikte. Dabei scheint es doch vordergründig nach einer traditionellen feministischen Position – derjenigen nämlich, die sich zur Beschreibung und Analyse der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse zentralkategorial des Begriffs des „Patriarchats“ bedient – so zu sein, daß Wertekonflikte unter Männern eigentlich nicht existent sind. Die dahinterstehende Annahme ist die: Im Grunde will jeder Mann ein guter – d.h. durchsetzungsfähiger – Patriarch sein. Nur die Wahl der Mittel bei der Realisierung dieser Intention ist bei verschiedenen Männer(type)n unterschiedlich.

Ich halte dagegen, indem ich nicht nur – **erstens** – behaupte: Interessenkonflikte entstehen durch den verspürten Zwang zu Männlichkeitsnachweisen als Bestrebungen zur Sicherung männlicher Identität, sondern auch – **zweitens** – die These vertrete: Wertekonflikte unter Jungen und Männern existieren, weil es unterschiedliche Männlichkeiten mit jeweils unterschiedlichen Mustern der Konfliktaustragung gibt.

Kulturübergreifende Männlichkeitsfunktionen

Ich versuche im Folgenden, diese Thesen – vorsichtig formuliert – zu plausibilisieren und beziehe mich zunächst auf die These, die Interessenkonflikte herleitet.

Dabei ziehe ich David Gilmore zu Rate.³ In seinen kulturanthropologischen Studien fragt er: Gibt es über unterschiedliche Gesellschaftsformen hinweg so etwas wie gemeinsame Männlichkeitsdefinitionen innerhalb dieser Gesellschaften? Er hat dabei rund um den Erdball u.a. so genannte Naturvölker, die manche auch noch Primitivgesellschaften nennen, als auch westlich-industrielle Kulturen untersucht. Zentrales Ergebnis seiner umfangreichen, weit ausgreifenden Studien: Es sind im Wesentlichen drei Dinge, die der Mann braucht: Nicht „Feuer, Pfeife, Stanwell“, wie es in einer Tabakreklame meiner Kinderzeit hieß, sondern: **erzeugen, versorgen und beschützen**. Auf diesen Tätigkeitsfeldern weist sich der Mann als Mann aus. Hier angesiedelte Tätigkeiten stellen die kulturübergreifenden Männlichkeitsfunktionen dar, die sich im übrigen auch historisch als relativ stabil erweisen.

Erzeugen, dies meint nichts anderes als das Erzeugen von Nachwuchs, möglichst von männlichem Nachwuchs.

Versorgen – ich formuliere lieber „Besorgen“, weil das eigentliche Versorgen eine weibliche Aufgabe ist – „Besorgen“ also bezieht sich auf das Heranschaffen der Güter des täglichen Be-

³ David Gilmore: Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder. München 1991

darfs oder vielleicht auch der Güter, die manchmal über den täglichen Bedarf hinaus gehen: die Wohnung, die Nahrung etc. Nicht mehr die Herrichtung der Wohnung, nicht mehr das Versorgen der Familienmitglieder in einem engeren Sinne, also die Herrichtung der Nahrung ist gemeint, sondern die bloße Sicherung der Subsistenz. Das Vorstellungsbild, das dahinter steht, kennen wir zur Genüge: Der Mann geht hinaus ins feindliche Leben, um dort die Brötchen zu verdienen. Aber geschmiert werden die Brötchen zu Hause von der Frau.

Schließlich zum **Beschützen**. Männer schreiben sich die Aufgabe zu bzw. die Gesellschaft schreibt Männern zu, das Territorium, auf dem man lebt, gegen fremde Eindringlinge zu beschützen. Dieses Territorium kann das Amazonasdorf sein, der Großstadt-Stadtteil, den man(n) gegen die aus dem Nachbarstadtteil zu verteidigen hat, oder das Dorf, das alljährlich am Schützenfest die traditionelle Fehde mit dem Nachbarort über Schlägereien unter jungen Burschen – fast schon rituell – austrägt. Es kann darunter aber auch – um ein aktuelles und brisantes Beispiel zu wählen – die amerikanisch beeinflusste Hemisphäre darunter verstanden werden, von der man der Überzeugung ist, daß Araber, die als Fundamentalisten ausgemacht werden, dort nichts zu suchen haben und zu deren Sicherung man sich deshalb legitimiert sieht, prophylaktisch auch Gegen-, wenn nicht: Erstschläge auf dem Territorium des (u.U. vermeintlichen) Gegners bzw. seiner (ebenfalls u.U. vermeintlichen) Freunde ausführen zu dürfen.

Aus diesen grundlegenden Männlichkeitsfunktionen und dem Umstand, daß ihre Erfüllung männliche Identität attestiert, erwachsen Zwänge für Männer, diese Männlichkeitsfunktionen auch nachzuweisen. Die Funktion des **Erzeugens** zielt in unserer modernen Gesellschaft freilich immer weniger auf tatsächliches Zeugen als auf das Herausstellen heterosexueller Potenz. Um anerkannte Männlichkeit zugeschrieben zu bekommen, ging es früher stärker noch um die Anzahl der (möglichst männlichen) Kinder, die man(n) in die Welt zu setzen hatte. Es gibt heute noch (vorindustrielle) Gesellschaften, wo das der Fall ist. In unserer Gesellschaft hat sich dieser Maskulinitätsbeleg allerdings weitgehend abgeschwächt und ist in eine Art von Symbolkultur transformiert worden, innerhalb derer es hinreicht, heterosexuelle Potenz in Gestalt einer ästhetisierten Virilität herauszustellen: Man könnte zeugen, wenn man denn wollte. Einschlägige Medienprodukte des mainstreams, die Bodybuilder- und Fitness-Welt, die Pornographie und andere ähnlich gelagerte Inszenierungsanregungen geben entsprechende Kopiervorlagen für den „kleinen Mann von der Straße“ ab.

Die Männlichkeitsfunktion des **Besorgens** beinhaltet die Sicherung der materiellen Reproduktion der eigenen sozialen Einheit, was auch immer als die eigene soziale Einheit definiert wird: die Sippe, der Clan, die Nation, bei uns meistens: die Kleinfamilie. Mann muß zeigen können, daß er diese mit den wichtigsten Gütern versorgen kann, aber nach Möglichkeit noch darüber hinaus dokumentieren, daß er ein Wohlstandsniveau, das schon da ist, noch zu übertreffen vermag. Besorgen meint also nicht nur einfache Reproduktion, sondern auch – je saturierter die Gesellschaft um so stärker – die erweiterte Reproduktion. Der VW-Golf als Fortbewegungsmittel reicht dann z.B. nicht mehr; dann muß schon mindestens ein Golf Cabrio vor der Tür stehen.

Bei der dritten Männlichkeitsfunktion dreht sich alles um den **Erhalt von Sicherheit und Ordnung** im öffentlichen Raum. Hierbei gilt freilich: Das, was Männer sich unter Sicherheit und Ordnung im öffentlichen Raum vorstellen und was sie über diese Beschützerattitüden und -leistungen zu erzielen vermeinen, ist häufig gegensätzlich zu dem, was sich Frauen unter Sicherheit und Ordnung vorstellen. Die dunkle Unterführung der S-Bahn z.B., wo die 18-

Jährigen sich immer zwischen 21 und 24 Uhr aufhalten, um die „eigenen“ Mädchen zu beschützen gegen die fiesen anderen Kerle, die da vielleicht vom anderen Stadtteil kommen könnten, diese S-Bahn-Unterführung ist für Frauen durch die Anwesenheit der Jungs aus dem eigenen Stadtteil durchaus kein sicherer Raum.

Diese allgemeinen Männlichkeitsnachweise haben auf der Ebene von juveniler Männlichkeit **jungenspezifische Ausprägungen**. Ein Junge ist ja beispielsweise noch nicht in der Lage – zumindest wird es moralisch nicht goutiert -, Nachwuchs zu zeugen. Deshalb sieht er sich aufgefordert, den Männlichkeitsnachweis auf dieser Ebene anders hinzubekommen. Dies geschieht durch das Andocken an gesellschaftlich flottierende Maskulinitätsbilder, wie sie oben bereits angedeutet wurden, mindestens aber dadurch, daß er jeglichen Zweifel an seiner eigenen heterosexuellen Potenz abwehrt, mehr noch: offensiv und demonstrativ diese heterosexuelle Potenz vorführt. „Ich bin ein echter Kerl! Wer das bestreitet, dem beweise ich ‚schlagartig‘ das Gegenteil!“

Beim Besorgen (bzw. in Gilmores Diktion: Versorgen) hat ein Junge Probleme, weil er die Reproduktion der eigenen sozialen Einheit noch nicht herstellen kann; er hat ja noch keine eigene soziale Einheit im Sinne einer eigenen Familie, die er zu versorgen hätte, wie der Vater als Haupternährer das macht. Deshalb ‚muß‘ er zumindest einen Besitz an wichtigen Gebrauchsgütern vorweisen können und den sicheren Umgang damit. Diese wichtigen Gebrauchsgüter finden sich heute vor allem im Bereich von Fahrzeug- und Informationstechnik. Man muß das richtige Handy haben, den neusten Computer, ein geiles Moped oder Auto – und möglichst muß es auch noch frisiert sein. Mit Besitztümern wie diesen und Geschicklichkeit bei ihrer Handhabung wird vorgeführt: Ich bin in der Lage, mich (und ggf. auch die ‚Meinen‘) materiell abzusichern und ein Leben zu führen, das alles bietet, was (zunächst aus Sicht von Peers) dazugehört.

Beschützen vollzieht sich bei männlichen Jugendlichen vorrangig über Akte der Reviermarkierung. Subjektiv betrachten sie sich als Ausagieren der gesellschaftlich insgesamt hoch anerkannten, weil als moralisch positiv bewerteten Beschützerrolle. Diese erstreckt sich auf die materiellen Dinge, die das Revier bietet, insbesondere aber auch auf die als ‚eigen‘ definierten Mädchen und Frauen. Diese Reviermarkierung erfolgt ja, wie wir wissen, in ganz unterschiedlicher Art und Weise: beispielsweise mit der Spraydose so, daß bestimmte Tags aufgesprüht werden oder mit einer Kutte, die man sich auf dem Fußballplatz anzieht. „Hier sind wir die Macht!“ oder „Hier regiert der 1. FC!“, skandieren dann die Fans, ihre Verfügungsgeleüste offen preisgebend. Und schließlich kann man(n) sein Revier auch mit Urin markieren, ähnlich wie Hunde es tun. Wohl nicht zufällig, daß gerade auch dies Männerhorden nach dem Fußballspielbesuch in den Nachbargärten der Stadien tun.

Das zentrale Aktionsmedium für Jungen, um Männlichkeit attestiert bekommen zu können, scheint mir physische Gewalt zu sein. Wir stellen in unseren Studien⁴ fest, daß die Bedeutung der physischen Gewaltsamkeit in drei Punkte ausdifferenziert werden kann: Erstens gehen diese Jungen von einem Selbstbehauptungszwang aus. Das ist nicht verwunderlich, weil wir uns alle selbst behaupten wollen. Keine(r) will das kleine Würstchen sein. Niemand will

⁴ vgl. Fußnote 1; kompakter zum folgenden Punkt auch: Kurt Möller: Rechtsextremismus und Jugendgewalt als Jungengewalt. Befunde und Ursachen. In: Kammerer, B./Kammerer-Pröll, A. (Hg.): recht extrem.de. Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Rechtsextremismus – Konzepte und Projekte der politischen und historischen Bildung. Nürnberg 2002, 112-122

Angriffe einstecken und seinen eigenen Selbstwert nicht schützen. Aber gewaltorientierte Jungen sehen sich unter einem permanenten Selbstbehauptungszwang in Gestalt von violenter, also physisch gewaltsamer Wehrhaftigkeit. Dieser Zwang wird subjektiv als Verteidigungshaltung wahrgenommen und inszeniert.

Gewalt zur Sicherung männlicher Identität

Hinter dem im wahrsten Sinn des Wortes unbedingten Selbstbehauptungswillen steht bei diesen Jugendlichen das Gefühl von permanentem Angegriffensein. „Alle wollen mir was! Ich verstehe das gar nicht! Der Kanake da guckt mich schon wieder schief an! Der will mich wohl provozieren! Andere werden in Ruhe gelassen, aber ich werde immer wieder angegriffen!“ Dieses Gefühl permanenten Angegriffenseins bezieht sich auf den Kern der über die genannten Funktionen hergestellten männlichen Identität: die das männliche Selbstbild ausmachende „Ehre“. Diese zeigt sich in erster Linie auf drei Feldern als besonders verletzungsanfällig: 1. dann, wenn Kampfbereitschaft abgesprochen, 2. dann, wenn heterosexuelle Potenz in Frage gestellt und 3. dann, wenn man die „Familienehre“ besudelt sieht.

Als wichtiger Eckstein der männlichen Ehre gilt der Kampfesmut. Er ist offenbar vorzuweisen, damit garantiert erscheint, die Beschützerrolle ausfüllen zu können. „Du Weichei!“, „Du Baby!“, „Du Heulsuse!“, „Du Hosenscheißer!“ – Das sind schlimme Vorwürfe, die sich ein entsprechend orientierter Junge nicht gefallen lassen kann, will er sich nicht in Gefahr sehen, seine männliche Identität abgesprochen zu bekommen. Da eben dies aber aus seiner Sicht auf keinen Fall geschehen soll, sieht er sich gezwungen, dagegen aus Gründen der Identitätssicherung Stellung beziehen. Gewalt ist der im wörtlichen Sinne ‚schlagendste‘, augenfälligste und am wenigsten Widerspruch duldende Beweis, den abgesprochenen Kampfesmut doch zu besitzen.

Es geht zum Zweiten um das Angegriffensein heterosexueller Potenz. „Du schwule Sau!“ oder auch „Du Wichser!“ – Anwürfe wie dieser kann ein Junge, der zum Zwecke des Aufbaus und der Sicherung der eigenen geschlechtsspezifischen Identität für sich am (Selbst-)Bild des potentiellen Erzeugers festhält, nicht unbeantwortet lassen. Die Form der Antwort ist auch hier nahezu vorgegeben. Soweit Heterosexualität mit Eigenschaften wie Stärke, körperlicher Überlegenheit des Mannes und Einnahme des aktiven Parts konnotiert und mit Dominanzdemonstration gegenüber dem sexuellen Partner verbunden, Homosexualität dagegen mit Weichheit, relativer Passivität und Weiblichkeit assoziiert wird, liegt es nahe, Gewaltförmigkeit als eine Art Gegenbeweis einzusetzen.

Das dritte Moment schließlich ist die Familienehre. „Du Hurensohn!“ oder „Dein Vater liegt die ganze Zeit nur zu Hause auf dem Sofa und bezieht ‚Stütze‘! Und deine Mutter muß anschaffen gehen!“ Das sind Beleidigungen, die Jungen, die entsprechend maskulinistisch orientiert sind, keinesfalls auf sich sitzen lassen können, wollen sie sich nicht in ihrer „Ehre“ beschmutzt und in ihrer Würde degradiert sehen. Als Sohn eines Vaters, der die Männlichkeitsfunktion des Besorgens seiner Frau überläßt, wobei diese dann auch noch aus der ihr zugeordneten Rolle im gesellschaftlich legitimierten heterosexuellen Beziehungsverhältnis ausbricht, wird man in dieser Sichtweise zum Angehörigen einer sozialen Einheit gestempelt, in der die traditionellen Ehrbegriffe nicht mehr gelten und darüber auch die persönliche Ehre in Verruf gerät.

Aus den genannten subjektiven Verteidigungshaltungen heraus wird Gewalt als Sicherungsmittel von männlicher Identität eingesetzt. Sie wird angewandt, weil Gewalt als exklusives Durchsetzungsmittel von Männern bzw. von Jungen wahrgenommen werden kann, und zwar auf der Grundlage langer Tradition und geradezu archaischer Bilder, die Virilität mit Gewalt verknüpfen. Verbale Wehrhaftigkeit an Stellen, wo Männlichkeit angegriffen ist, zu zeigen, würde dem Gegner und der Öffentlichkeit nicht zeigen, daß man ein ‚richtiger Junge‘ ist, denn verbale Gegenwehr können auch Mädchen und Frauen einsetzen, Gewalt aber im Regelfall nicht. Und wenn Mädchen und Frauen dies doch tun, dann werden sie bezeichnenderweise als „Mannweiber“ tituiert, wird ihnen also Männlichkeit attestiert.

Ich lasse jetzt aus Zeitgründen detaillierte empirische Belege für die aufgezeigten Zusammenhänge weg und komme zu einer weiterführenden Frage, der nämlich, wieso nicht alle männlichen Wesen gewaltförmig agieren. Es sind ja nicht alle Kerle so wie geschildert. Es gibt ja auch Jungen und Männer, die anders mit solchen Anwürfen umgehen oder sich von vornherein erst gar nicht Gelegenheiten aussetzen, wo Konflikte physischer Gewaltsamkeit auftreten wahrscheinlich sind. Wie ist das zu erklären?

Männliche Hegemonialstrukturen nach Connell

Eine Antwort bietet ein Rekurs auf die Theorie männlicher Hegemonialstrukturen von Robert W. Connell⁵. Robert Connell entwickelt seine Theorie in Absetzung von der Rollentheorie und von dem eben schon erwähnten, die feministische Diskussion lange bestimmenden Begriff des „Patriarchats“. Eine rollentheoretische Fassung von Männlichkeit und Geschlechter-Verhältnis wird vor allem aus zwei Gründen abgelehnt. Erstens wegen ihrer biologischen Unterfütterung: Wenn Rollen allgemein durch Erwartungen definiert werden, so werden Geschlechterrollen durch Erwartungen definiert, die an den biologischen Status einer Person gebunden werden. Zweitens wegen der Ausklammerung der Machtfrage: Macht und Unterdrückung im Geschlechterverhältnis können höchstens als Ausfluß wechselseitiger Erwartungshaltungen von Rollenträgern begriffen werden. Welche ursächlichen Verbindungen Erwartungshaltungen mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen besitzen, ist nicht explizierbar. Connell sagt des weiteren (wie ich meine zu Recht), daß der Begriff des Patriarchats zweierlei nicht beinhalten kann: Erstens, daß es Situationen gibt, in denen Frauen über Männer herrschen, zum Beispiel die weiße Managerin über den dunkelhäutigen Pakistani, der bei Daimler am Band arbeitet. Zweitens, daß Mann nicht gleich Mann ist. Offensichtlich ist doch, daß es herrschende Männer und daß es unterdrückte Männer gibt, daß es beispielsweise einen (Macht-)Unterschied macht, ob ich über einen Asylantrag bestimmen kann oder selbst Asylbewerber bin. Connell spricht deshalb nicht von „Patriarchat“, weil der Terminus letztlich beinhaltet, daß jeder Mann entweder ein Patriarch ist oder zu sein anstrebt, eine Auffassung, die geradezu biologistische Untertöne hat. Um die grundlegenden Elemente gesellschaftlicher Geschlechterhierarchie zu erfassen, benutzt Connell statt dessen das Konzept männlicher Hegemonialstrukturen. Er geht also nicht etwa davon aus, daß wir in einer Gesellschaft leben würden, die nach geschlechterdemokratischen Verhältnissen organisiert ist, sondern er sagt: Wir leben in einer Gesellschaft, die männlich hegemonialisiert ist, die mittels der sie be

⁵ Vgl. vor allem Robert W. Connell: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen 1999

stimmenden Strukturen von männlichen Wesen beherrscht wird. Und genau dies behauptete ich auch.

Was sind die Kennzeichen dieser männlichen Hegemonialstrukturen?

Erstens: Es gibt ein Machtgefälle zwischen Männern und Frauen. Dies sieht im Schnitt so aus, daß Männer herrschen und Frauen unterdrückt werden.

Zweitens: Männliche Hegemonialverhältnisse sind nicht biologisch festgelegt, hängen nicht mit den Hormonen, den Genen oder anderen organismischen Faktoren zusammen, sondern sind sozial konstruiert.

Drittens: Es gibt verschiedene Männlichkeiten. Man sollte also sinnvollerweise von Männlichkeit immer im Plural reden. Der Typus der hegemonialen Männlichkeit herrscht vor.

Viertens: Männliche Hegemonialstrukturen sind historisch bedingt. Sie sind nicht zu jeder Zeit gleich.

Fünftens: Es gibt bestimmte körperreflexive Praxen, in die diese Hegemonialstrukturen einfließen und die sie unterstützen.

Gehen wir zumindest auf die Punkte 1 bis 4 etwas genauer ein, wobei wir den Punkt 2 mit dem Punkt 4 gemeinsam abhandeln können:

Zum erstgenannten Punkt: Es gibt bestimmte Produktionsebenen und bestimmte Produktionsmechanismen für dieses Machtgefälle zwischen Männern und Frauen. Der erste Mechanismus ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung klassischer Art, der Lohnarbeiter hier, die Hausfrau dort. Das Zweite sind die Machtbeziehungen zwischen Männern und Frauen, die im Wesentlichen so aussehen, daß der Mann herrscht und die Frau sich unterordnet oder untergeordnet wird. Das Dritte ist: Das Ganze wird abgestützt durch eine bestimmte emotionale Bindungsstruktur. Sie sieht so aus, daß Heterosexualität die emotionale Bindung zwischen Männern und Frauen und generell Bindungen bestimmt, und daß im Binnenverhältnis, auch im emotionalen Binnenverhältnis, Männer die Dominanzrolle innehaben. Das Vierte ist: Es gibt bestimmte symbolisch kulturelle Repräsentationen, die immer wieder reproduziert werden und die dazu führen, daß die Lebensdauer bestimmter geschlechtsspezifischer Symbolwelten sich immer wieder weiter verlängert.

Zum dritten Punkt (zum zweiten vgl. nächsten Abschnitt): Es gibt unterschiedliche Männlichkeiten oder unterschiedliche Männlichkeitsmuster. Eines dieser Muster ist das der hegemonialen Männlichkeit. Es wird getragen von Männern, die in den Führungsetagen von Militär, Politik und Wirtschaft zu Hause sind und die die Ton angehenden Männer sind innerhalb dieser hegemonialen Männlichkeit und damit letztlich auch innerhalb der Gesellschaft. Es gibt noch andere Typen. Es gibt zum zweiten den Typus der untergeordneten Männlichkeit, worunter im Wesentlichen zwei Gruppen fallen, nämlich die jungen Noch-nicht-Männer, denen man Männlichkeit noch abspricht, jedenfalls noch nicht eine gewisse Macht-Männlichkeit zuspricht, und schwule Männer. Drittens: Es gibt die komplizenhafte Männlichkeit. Das sind die Männer, die sich nicht gerade an der vordersten Frontlinie des Patriarchats aufreiben, die aber augenzwinkernd ganz gerne die patriarchale Dividende einstreichen, ohne jetzt aber wirklich in die u.U. verlustreichen Kämpfe um das patriarchale Surplus unmittelbar involviert zu sein. (Da können wir Geschlechtsgenossen hier im Raum vermutlich Anlaß sehen, uns zu fragen, inwieweit wir vielleicht in diese Rubrik fallen. Ich sehe da so ein wissendes Lächeln über einige Frauengesichter huschen. Ich glaube, die vermuten, daß sie so

jemand zu Hause haben.) Das vierte Männlichkeitsmuster ist die marginalisierte Männlichkeit. Hierzu zählen die Männer, die vor allen Dingen durch zwei Kategorien, nämlich durch Rasse oder durch Klasse, in eine marginalisierte Position auch innerhalb der männlich hegemonialisierten Gesellschaft gedrückt werden. Es gibt also – kurze Conclusio – ganz unterschiedliche Männlichkeiten, die deshalb auch in unterschiedlichen Verhältnissen und Machtbeziehungen zu Frauen stehen.

Viertens zur historischen und damit dann auch sozialen Bedingtheit von Männlichkeiten. Connell vertritt die These: Wir können in den letzten Jahrzehnten einen Wandel hegemonialer Männlichkeit beobachten. Er sieht so aus, daß das Muster interpersonaler Dominanz allmählich an Akzeptanz verliert und durch die Modernisierung der Geschlechtervorstellungen und der Geschlechterverhältnisse sich eher ein anderes hegemoniales Männlichkeitsmuster nach vorne schiebt: die Dominanz über Expertenschaft und/oder tatsächliches oder vermeintliches Wissen, flankiert durch institutionelle Zugehörigkeit. Was ist darunter zu verstehen? Mit interpersonaler Dominanz ist jene Dominanz gemeint, die mehr oder minder im Gegenüber des face-to-face ausgeübt wird. Sie kann am treffendsten mit dem Bild des ‚fairen Faustkampfes Mann gegen Mann‘ illustriert werden. Die Dominanz über Expertenschaft und Wissen ist demgegenüber ungefähr – ich hoffe sehr: wirklich nur sehr ungefähr! – das, was ich jetzt hier gerade produziere: Da steht in meiner Person jemand vorne, ausgestattet mit dem Attest der Expertenschaft, mit durch Titel symbolisierter Kompetenz, mit vorweisbaren institutionellen Weihen und deshalb nicht zuletzt mit der Macht des Mikros und textet Sie vom Katheder aus zu. Dieser Typus ist ein neuer Typus, bleibt allerdings trotz aller Modernisierungen von Männlichkeiten ein dominanter Typus. Er ist nur in seinen (auf Verbalisierung setzenden) Durchsetzungsformen nicht so leicht skandalisierbar wie der Typus, der noch in gewisser Weise anachronistisch das (vordemokratische) Muster interpersonaler Dominanz verfolgt, um Männlichkeit nachzuweisen.

Nimmt man Gilmores und Connells Analysen einmal gemeinsam in den Blick, ergeben sich daraus Problemfelder, die es zu bearbeiten gilt. Das folgende Schaubild⁶ faßt sie zusammen.

Funktionsbereiche (Re-)Produktionselemente männl. Hegemonie v. Männlichkeitsnachweisen	Biologische (Re-)Produktion/ Sexualität	Materielle Reproduktion	Soziale Reproduktion
Arbeitsteilung	„Erzeuger“	„Versorger“	„Beschützer“
Emotionale Bindungsstruktur (Kathexis)	Heterosexualität und sexuelle Dominanz	Externalisierung von Emotionalität und ökonomische Dominanz	Paternalismus und territoriale Dominanz
Symbolisch-kulturelle Repräsentation	(hetero-)sexuelle Potenzsymbolik	Körperkraft, Technikkompetenz, Konkurrenzehre, Expertenschaft, Materielles Prestige, Institutionelles Prestige	Wehrhaftigkeits-Solidarität, Kampfbereitschaft, Durchsetzungsfähigkeit, Schmerzresistenz

⁶ wie die folgenden Überlegungen entnommen aus: Kurt Möller: Anerkennungsorientierung als Antwort auf den Konnex von Männlichkeit und Gewalt - Grundlegende Skizzen. In: P. Henkenborg/B. Hafenecker/A. Scherr (Hg.): Pädagogik der Anerkennung. Grundlagen, Konzepte, Praxisfelder. Schwalbach/Ts. 2002, 249-268

Identität, Anerkennung und Integration

Aufgrund der unhintergehbaren Dialogizität menschlicher Existenz ist die Bildung von Identität auf die Anerkennung anderer angewiesen. Akzeptanzerhalt wiederum setzt Integration voraus. Im Anschluß an Lockwood und Habermas läßt sich Integration generell analytisch in Systemintegration und Sozialintegration zerlegen (Schaubild 2).

Schaubild 2

Integrationsformen	Systemintegration		Sozialintegration	
	subsystemfunktionale	individuell-funktionale	gesellschaftliche	Gemeinschaftliche
Akzeptanzformen - Zugehörigkeit - Partizipation - Anerkennung		<u>Positionale Zugehörigkeit</u> zu Strukturen von Teilsystemen <u>Partizipation</u> an materiellen und kulturellen Gütern der Gesellschaft <u>Partizipationsmedium:</u> Rechtsgleichheit, Sprache, Macht, Besitz, Geld/Konsum, instrumentelle Leistung <u>Anerkennungsformen:</u> Status, Materielles Prestige	<u>Kommunikativ-interaktive/r Zugang/Zugehörigkeit</u> zu intermediären Instanzen <u>Partizipation</u> an öffentlichen Diskurs- und Entscheidungsprozessen <u>Partizipationsmedium:</u> Kommunikative Leistungen, Kompetenzen der Interessendurchsetzung und des Interessenausgleichs <u>Anerkennungsformen:</u> Wechselseitige Anerkennung universalistischer Normen (z.B. Gleichheit, Gleichberechtigung) und soziale Wertschätzung	<u>Lebensweltl. affektuelle und/oder habituelle Zugehörigkeit</u> zu Primärgruppen <u>Partizipation</u> an kulturell tradierten und/oder emotionalen Beziehungen und anderen Millieuressourcen <u>Partizipationsmedium:</u> Liebe/Zuneigung, lebensweltliche Konvention, Tradition <u>Anerkennungsformen:</u> Wechselseitige Anerkennung partikularistischer Normen und persönlicher Wertschätzung

Unter Systemintegration verstehen wir – über das klassische Verständnis dieses Begriffs hinausgehend – nicht nur die funktionale Passung der Subsysteme eines Systems, sondern auch die aus der Perspektive des Subjekts avisierte individuell-funktionale Integration. Sozialintegration läßt sich ebenfalls in zwei Elemente teilen. Im Anschluß an Max Weber unterscheiden wir hier gesellschaftliche und gemeinschaftliche Sozialintegration.

Die Akzeptanz eines Subjekts ergibt sich in den zuletzt genannten drei Bereichen im wesentlichen aus drei Elementen: Zugehörigkeit zu Strukturen und sozialen Einheiten, die Art der Partizipation samt den ihnen zugeordneten Medien an diesen und die Anerkennungen, die hier durch Feedbackschleifen von Systemeinrichtungen bzw. intersubjektiv zu erlangen sind.

Auf der Ebene der Zugehörigkeit wird individuell-funktionale Systemintegration durch positionale Zugehörigkeiten zu Strukturen von Teilsystemen sichergestellt; etwa durch die Ein

nahme von Positionen im Beschäftigten- oder Bildungssystem. Zugehörigkeiten und Zugänge im Bereich der gesellschaftlichen Sozialintegration hingegen zielen auf eine kommunikativ-interaktive Präsenz in intermediären Instanzen (Kirchen, Gewerkschaften, Sozialverbänden etc.). Während diese beiden Zugehörigkeitsformen öffentlich zu erwerben sind, stellt sich gemeinschaftliche Sozialintegration über lebensweltlich gegebene habituelle und affektuelle Zugehörigkeiten zu Primärgruppen (Familie, Verwandtschaft, unmittelbarer Bekanntschaftskreis und andere face-to-face-Beziehungen) her.

Entsprechend differieren die Partizipationsweisen: Regelt positionale Zugehörigkeit zu Systemstrukturen die Teilhabe an den materiellen und kulturellen Gütern einer Gesellschaft, so stehen unter Gesichtspunkten kommunikativ-interaktiver Zugehörigkeiten zu intermediären Instanzen Teilhabemöglichkeiten an öffentlichen Diskurs- und Entscheidungsprozessen, unter Aspekten lebensweltlicher Zugehörigkeiten Partizipation an kulturell tradierten und emotionalen Beziehungen sowie sonstigen Milieuressourcen im Mittelpunkt. Die Medien, über die die jeweilige Partizipationsweise gewährleistet werden soll, unterscheiden sich ebenfalls erheblich: Systemintegrative Partizipation erfolgt über Medien wie die Garantie von Rechtsgleichheit, aber auch Sprache, Macht, Besitz, Geld/Konsum und instrumentelle Leistung, gesellschaftliche Sozialintegration mit ihren jeweiligen Partizipationsweisen wird dagegen primär über abstrakt-funktionale kommunikative Leistungen (vor allem solchen der Interessendurchsetzung und des Interessenausgleichs) aufgebaut. In gemeinschaftlichen Primärgruppen wird demgegenüber Teilhabe über die Gemeinsamkeit lebensweltlicher Traditionen und Konventionen und/oder über emotionale Zuwendungen erfahren. Entsprechend weichen die Anerkennungsformen in den drei Bereichen voneinander ab und nehmen jeweils spezifische Gestalt an. Im Bereich der systemintegrativen Zugehörigkeit und Partizipation wird Anerkennung im wesentlichen über den eingenommenen Status erworben. Insbesondere schlägt materielles Prestige zu Buche. Die beiden Formen der Sozialintegration hingegen sind auf wechselseitige Anerkennung hin angelegt. Auf der Ebene des Gesellschaftlichen steht das Teilen universalistischer Normen im Zentrum der Anerkennungsprozesse: Werte wie Gerechtigkeit, Gleichberechtigung der Subjekte etc. steuern – jedenfalls dem Anspruch nach – soziale Wertschätzung. Gemeinschaftlich organisierte Primärgruppen können in ihrer Normorientierung davon durchaus abweichen, indem sie partikularistische, nur für ihre eigenen Verkehrskreise geltende Normen ausprägen und neben emotionalen Bezügen über sie persönliche Wertschätzung vermitteln.

Das Tableau macht deutlich, daß die Akzeptanz von Individuen und Gruppen vielfältige Formen annehmen kann und auch anerkennungsbezogene Rückmeldungen nicht nur plural ausfallen, sondern sich u.U. – je nach Integrationsbereich – sogar gegensätzlich darstellen können. In Bezug auf Gewalt heißt dies, daß sie in partikularen Gemeinschaften durchaus als Integrationsmedium fungieren kann, während sie im Rechtssystem und in den Institutionen verpönt ist und ihre Anwendung geradezu zu Desintegrationen führen kann. Wo dies der Fall ist (wie beispielsweise in jugenddominierten jugendlichen Cliques von Gewaltbereiten und Gewalttätigen) fordern Versuche, sie pädagogisch zu beseitigen, erhebliche Gegenwehr seitens ihrer Träger heraus, müssen sie doch gewärtigen, eines Kernstücks ihrer Identität und persönlichen Anerkennung verlustig zu gehen.

Schon einem oberflächlichen Blick entschleierte sich, daß angesichts der „Kultur der Zweigeschlechtlichkeit“ (Carol Hagemann-White), die unsere Gesellschaft prägt, Akzeptanz- und Anerkennungsformen geschlechtsspezifische Gestalt annehmen. Beim Versuch, männlich

keitsspezifische Akzeptanz- und Anerkennungsformen zu eruieren, müssen wir freilich – neben der schlichten Tatsache, in einer männlich hegemonialisierten Gesellschaft zu leben – berücksichtigen: Akzeptanz- und Anerkennungsformen sind je nach Männlichkeitsmuster unterschiedlich zugänglich. Hegemoniale Maskulinität verfügt diesbezüglich über andere Bezugspunkte als beispielsweise marginalisierte Männlichkeit. Dessen ungeachtet muß zunächst einmal das hegemoniale Männlichkeitsmuster interessieren, ist doch davon auszugehen, daß vor allem dieses mehr oder minder subtile Gewaltförmigkeiten in sich trägt. Verlängern wir die drei rechten Spalten in Schaubild 2 (s.S. 23) nach unten, so ergeben sich die in Schaubild 3 präsentierten männlichkeitsspezifischen Akzeptanzformen.

Schaubild 3

Männlichkeitstypische Akzeptanzformen (hegemoniale Männlichkeit)	Individuell-funktionale Systemintegration	Gesellschaftliche Sozialintegration	Gemeinschaftliche Sozialintegration
	Zugehörigkeit/Zugang zu Subsistenzpositionen	Zugehörigkeit/Zugang zu Institutionen, Parteien, Vereinen, Verbänden u.a. Organisationen gesellschaftlicher Kollektive	Zugehörigkeit zu geschlechtsheterogenen und –homogenen Reproduktionseinheiten
	Partizipation am Statuskapital	Partizipation an gesellschaftlichem Sozialkapital (Artikulations- und Definitionsmacht)	Partizipation an gemeinschaftlichem Sozialkapital und emotionaler Absicherung
	Partizipationsmedium: Erwerbsarbeit, Vermögen, Systemstrukturelle Macht	Partizipationsmedium: Durchsetzungsfähigkeit, Verhandlungsgeschick, Externalisierung von Emotionalität	Partizipationsmedium: Verbindung von Versorger- mit Erzeuger- und Beschützerrolle, Sexuelle und ökonomische und/oder physische Dominanz, Territoriale bzw. paternalistische Dominanz
	Anerkennungsformen: Outputorientierter „Erfolg“, Achtung, Aufstieg („Karriere“), Bezahlung/Gewinn, Zertifizierung, Auszeichnung	Anerkennungsformen: Loyalität, Respekt, Institutionelles Prestige	Anerkennungsformen: Teilen geschlechtsspezifischer Habitus und symbolisch-kultureller Repräsentation, (hetero)sexuelle Potenzsymbolik, Wertschätzung männlicher Fürsorgemoral

Systemintegrative Zugehörigkeit erfahren und demonstrieren Männer vorrangig durch die Einnahme von Positionen, die sie zu einer möglichst autonomen persönlichen und zudem für ihre Versorgerrolle adäquaten Subsistenzsicherung befähigen. Sozialintegration vermögen sie insbesondere zum einen im Bereich des Gesellschaftlichen durch ihre Zugehörigkeit bzw. ihren Zugang zu Institutionen, Parteien, Vereinen; Verbänden und sonstigen Organisationsformen gesellschaftlicher Kollektive, zum anderen im Bereich des Gemeinschaftlichen durch ihre Zugehörigkeit zu sowohl geschlechtsheterogenen (z.B. die ‚eigene‘ Familie) als auch geschlechtshomogenen Reproduktionseinheiten (die Gruppe der männlichen Freun-

de/Kumpels) vorzuweisen. Männliche Partizipation bedeutet ebenso, über Status- wie Sozialkapital zu verfügen, wobei das erstgenannte die Teilhabe an den materiellen und kulturellen Gütern der Gesellschaft ausweist, das andere Artikulations- und Definitionsmacht (im Gesellschaftlichen) bzw. emotionale Absicherung (z.B. und vor allem in der Familie) mit sich bringt. Das Partizipationsmedium für Statuskapital ist vor allem Erwerbsarbeit, Vermögen und sonstige (z.B. politische) systemstrukturell gegebene Macht. Das Medium von gesellschaftlichem Sozialkapital ist zum einen in Kompetenzen wie Verhandlungsgeschick und Durchsetzungsfähigkeit, verbunden mit der Externalisierung männlicher Emotionalität und der Absehung von der ‚Innenwelt‘ der Gefühle begründet und liegt zum anderen (auf der Ebene der gemeinschaftlichen Sozialintegration) in der Verbindung der Versorger- mit der Beschützer- und Erzeugerrolle vor. Über sie kann sexuelle und ökonomische, ggf. auch physische Dominanz ausgeübt und als territoriale (vorwiegend auf dem Felde von Männerhändeln) bzw. paternalistische (vorwiegend im Verhältnis zu den Frauen und Kindern der eigenen Sozialeinheit) Überlegenheit dokumentiert werden. Innerhalb dieses Spektrums streuen männlichkeitsspezifische Anerkennungsformen von systemintegrativ eingebundenen Formen wie out-putorientiertem „Erfolg“, Achtung, Aufstieg, Bezahlung bzw. Besitz, Zertifizierung und Auszeichnung („Orden“) über gesellschaftlich-sozialintegrativ bedeutsame Modi wie Loyalitäts- und Respektbezeugungen und institutionelles Prestige bis hin zu gemeinschaftlichen Anerkennungen, die über das Teilen eines geschlechtsspezifischen Habitus („Macker, Macher und Macho“) bzw. geschlechtsspezifischer symbolisch-kultureller Repräsentationen (Muskelspiel, Fußballleidenschaft, Alkohol, Gewaltsymbolik etc.), (hetero)sexuelle Potenzsymbolik („der Steher“) und die Wertschätzung von männlicher Fürsorgemoral („der treusorgende Vater und Ehemann“) konstruiert werden.

Nicht-hegemoniale Männlichkeiten, untergeordnete und marginalisierte bspw., stehen so gesehen unter einem permanenten Unmännlichkeits-Verdacht, weil ihnen Zugänge zu den hegemonial geprägten Akzeptanz- und Anerkennungsformen fehlen oder kaum zur Verfügung stehen. Dem, der keinen oder kaum Systemzugang und -zugehörigkeit hat, mangelt es an Chancen auf entsprechende Anerkennungsformen. Wer gesellschaftliche Sozialintegration nicht durch entsprechende Zugänge und Zugehörigkeiten zu intermediären Instanzen realisieren kann, hat Probleme, an entsprechende sozial akzeptierte Anerkennungen zu gelangen. Wer gemeinschaftliche Sozialintegration nicht über die Einnahme von sozial akzeptierten Erzeuger-, Beschützer- und Versorgerrollen erfahren und über sie positive Rückmeldungen für die Realisation männlicher Fürsorgemoral erhalten kann, wird sich um so stärker zu Zwecken des Männlichkeitsnachweises auf symbolisch-kulturelle und habituelle geschlechtsspezifische Konturgewinnungen, sexuelle Potenzsymbolik und – wenn andere Medien zur Demonstration männlicher Überlegenheit gegenüber Konkurrenten und Frauen unzugänglich bleiben – physisch ausagiertes Dominanzgebaren verwiesen sehen. Oder er muß sich mit dem Verdikt des Unmännlichen auseinandersetzen, ein Urteil, das gerade unter Männern – überpointiert formuliert – einem sozialen Todesurteil gleicht.

Als fatal erweist sich in dieser Hinsicht auch die Modernisierung hegemonialer Männlichkeit. Die Subtilisierung männlicher Dominanz, die mit ihr einher geht, beinhaltet eine Abwertung der klassischen Männlichkeitsformen, ja auf Dauer einen Ausschluß archaisch anmutender Männlichkeitsformen aus den Sphären gesellschaftlicher Akzeptanz. Man mag das Zurückdrängen des Musters interpersonaler Dominanz zu Durchsetzungszwecken begrüßen. Aber diejenigen, die keine Chance auf ein Männlichkeits(selbst)bild haben, das sich auf ökonomischen Erfolg, Expertenschaft und institutionelles Prestige gründet, werden erst recht auf Mus

ter physischer Durchsetzung zurückgeworfen, scheinen sie doch die letzten Ankerpunkte männlichkeitsspezifischen Identitätsaufbaus in einer Zeit rapiden Wandels zu sein. Solche Regression wiederum übt Druck aus auf die Auflösung traditionsgebundener partikularistischer Gewaltnormen. Die tradierte Gewaltmoral verflüchtigt, besser: dereguliert sich. Überlieferte Gewalttabus werden geschliffen, Unterwerfungsgesten des Gegners nicht mehr als solche akzeptiert, Eskalationsschwellen schneller überschritten und überkommene moralische Bedenken bei Seite geschoben.

Fazit

Mein Fazit umfaßt sieben Punkte:

Der **Erste** ist: Konflikte sind für Männer oder Jungen ein Vergemeinschaftungsmedium. Diesen Fakt haben schon soziologische Klassiker benannt, weil sie erkannten, daß Konflikte nicht nur etwas Dissoziales sind und daß sie nicht nur zu sozialer Fragmentierung führen, sondern daß sie auch Sozialität bilden. Ich könnte es noch zuspitzen und sagen: Kampfesmut und Konkurrenzgebaren gelten geradezu als Nachweise von Männlichkeit. Ja, um sie herum konstituiert sich Männlichkeit. Beteiligung am Kampf und Konkurrenz attestiert dem männlichen Individuum Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht, verschafft ihm Anerkennung als männliches Wesen, ist also für seine personale und soziale Identität in der geschlechtshierarchischen Gesellschaft relevant. Männer und Jungen finden somit ihre geschlechtsspezifische soziale Position gerade über bestimmte Formen des Konfliktverhaltens. Sie sind für ihre soziale Einbindung das Gegenteil von dysfunktional.

Zweitens: Es gibt kein für das gesamte männliche Geschlecht irgendwie typisches Konfliktmuster, denn Männer und Jungen sind, genauer: Mann-Sein und Junge-Sein ist viel zu unterschiedlich, als daß es etwas Entsprechendes geben könnte.

Drittens jedoch: Die Konfliktstoffe, die Konfliktmotive und die Austragungsformen von Konflikten, die sich bei Männern und Jungen finden, stehen durchaus in enger Verbindung mit den Prozessen männlicher Sozialisation. Die Geschlechtsspezifik von Sozialisation hebt sich bisher trotz der Modernisierung der Geschlechterverhältnisse, trotz der Pluralisierungen des Mann-Seins und des Junge-Seins nicht auf.

Viertens: Innerhalb dieses männlichen Sozialisationsprozesses – das macht seine Spezifik aus – herrscht ein konfliktrelevantes Muster vor, und dieses Muster heißt Dominanzstreben.

Fünftens: Die Medien, derer sich dieses Streben bedient, sind historisch und kulturell variabel. Das Medium kann interpersonale Dominanz, aber auch Wissen und – vorgebliche – Expertenschaft sein.

Allerdings gilt **sechstens**: Trotz dieser historischen Variabilität wirkt eine sehr alte, ja archaische Form der Ausübung von Dominanz bis weit in unsere Zeit hinein, nämlich Gewalt, genauer gesagt: physische Gewaltsamkeit. Die Verfügung über sie kann letztendlich als Nachweis von Männlichkeit gelten, spätestens dann, wenn alle anderen moderneren Medien des Nachweises versagen.

Siebtens und **letztens**: Wir müssen unsere politischen und pädagogischen Anstrengungen darauf richten, eben dies zu ändern. Im Gegensatz zu Ina Deter glaube ich bezogen auf die Geschlechterfrage nicht mehr an das Ammenmärchen, alles würde sich schon von selber

zum Guten wenden. Bekanntlich sang Ina Deter in den 80er Jahren: „Ob blond, ob braun, ob henna – Weihnachten gibt's neue Männer!“. Die Ironie, mit der die Deter selbstverständlich schon damals diese Zeile vortrug, hat 20 Jahre später nichts an Schärfe verloren.

Kurt Möller ist Professor für Sozialpädagogik an der Hochschule für Sozialwesen Esslingen und Privatdozent an der Fakultät für Pädagogik der Universität Bielefeld. Er arbeitet zum Thema Männlichkeit/männliche Sozialisation mit besonderem Interesse für geschlechterdifferente Zugänge von Jungen und Mädchen zu Gewalt, Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus. Kontakt: kurtmoeller@web.de

Auszüge aus der Diskussion

Teilnehmer: Es wird vom Mann ja immer erwartet, daß er die materiellen Grundlagen der Familie sicherstellt. Wenn wir junge Leute heute beobachten, stellen wir fest, daß diese Perspektive immer unsicherer wird, daß sie eine Familie ernähren können. Würden Sie das im Kern bestätigen, daß diese untergeordneten Männlichkeiten dann doch gewaltig zunehmen und der Mann eben auch in einen neuen Konflikt, in eine neue Krise kommt, weil er nämlich diese Erwartungen, die an ihn gestellt werden, nicht erfüllen kann?

Teilnehmerin: Habe ich das richtig verstanden, Herr Möller, daß Sie meinen, daß ein Großteil von Männern eigentlich gar nicht diese Form von Konflikt wollen? Es gibt aktuelle Untersuchungen. Dabei hat sich gezeigt, daß 70 Prozent aller häuslicher Gewalt von Männern getragen wird. Eigentlich ginge es darum, wie man wekommt von diesem Konfliktverhalten.

Kurt Möller: Das Letzte ist natürlich eine ganz schwierige Frage, vielleicht schieben wir die noch ein bißchen weiter in den Abend. Ich versuche mal, drei Punkte aufzugreifen: Es wäre ein Wunder, wenn Männer nicht vom Konflikt leben, denn wir leben in einer männlich dominierten Gesellschaft, die eine Konkurrenzgesellschaft ist. Und Konkurrenz fordert ja geradezu den Konflikt heraus und Konkurrenz wird bei uns positiv gefördert: Sei doch mal Konkurrent. Sei aggressiv. Gehe in den Kampf usw. Wir leben in einer Konfliktgesellschaft. Insofern wäre die Förderung vollkommen obsolet und paßte überhaupt nicht in die Gesellschaft hinein, die da hieße: Wir müssen die Konflikte aus der Gesellschaft nehmen. Es kommt darauf an, welche Form von Konfliktaustragung Männer wählen.

Teilnehmer: Ich fand den Vortrag relativ unbefriedigend. Ich fand, das ist doch eine sehr einseitige Sicht auf Männlichkeit, aus einer tradierten antisexistischen Sicht geschrieben oder vorgetragen.

Teilnehmer: Ich stelle fest, daß Sie ein Frauenfan sind.

Teilnehmer: Irgendwie paßt das jetzt in die Reihe... Das eine ist der Punkt mit der Gewalttätigkeit und den Einstellungen. Es kommt so ein bißchen rüber: Männer sind das gewalttätigere Geschlecht. Das könnte man jetzt weiterführen: Frauen sind die besseren Menschen. So weit muß man ja nicht gehen. Ich denke, das ist eine Frage der Form und der Position. Und die Gewalteinrichtung ist erst mal eine ähnliche. Die Kriminalitätsdaten sind vielleicht hier und da auch in Frage zu stellen.

Teilnehmer: Wenn ich davon ausgehe, daß Schule ein Bereich ist, in dem so oder so Männlichkeit geprägt wird, dann glaube ich zum einen, daß nicht durch die Strukturen, sondern auch durch das Personal, im Grundschulbereich, wo ich bin, zum Beispiel, zu 75 Prozent Frauen, die Art von Männlichkeit oder auch von Stärkezeigen oder sich Unangreifbar-Zeigen immer wieder produziert wird, reproduziert wird.

Um auf den Punkt der Konsequenzen als Konzept, Punkt 7) zu kommen: Was nötig ist, sind im Alltag andere Aspekte von Junge-Sein, die die Jungen alle zeigen. Es sind ja nicht alle einfach nur dominant. Denen Raum zu geben, denen Beachtung zu geben, sie Wert zu schätzen, was zum Beispiel durch Versuche von Jungenarbeit, von sozialer Erziehung mit geschlechtsbewußtem Aspekt usw. passiert. Es gibt dazu auch ein Curriculum aus einem Berliner Modellversuch, wo diesen Aspekte: was haben die Jungen noch an anderen Momenten im Alltag an Identität, Raum zu geben, so daß diese Reduzierung auf diese drei Punkte, die wir gesehen

haben, nicht nötig sind. Wenn also dieser Raum gegeben wird für die anderen Momente von Identität, dann kann parallel ein anderes Bild von: so bin ich, so bin ich als Junge, so darf ich als Mann sein oder werden, wachsen, so daß diese Strukturen, die gezeigt worden sind, in dem Maße nicht mehr nötig sind.

Kurt Möller: Gut. Also, in jedem Falle scheine ich ja schon mal ganz gut polarisiert zu haben. Das gefällt mir immer; das ist zum Beispiel diese Art von männliche Attitüde, die schreibe ich mir gerne zu. Männer polarisieren gerne und an dieser Stelle bin ich ganz gerne männlich.

Ich will auch überhaupt nicht abstreiten, daß es neue Männer gibt, daß es andere Männer gibt, auch überhaupt nicht, daß es geschlagene Männer gibt. Klar gibt es das. Und auch zur Genüge und viel zu viel. Ich befürchte nur, daß wir durch die ersten zwei, drei Beiträge in eine ungute Diskussion geraten. Diese Diskussion geht ungefähr so, daß wir jetzt konkurrieren, wer das geschlagene Geschlecht ist. Das finde ich ungut. Also, wer wird mehr gewalttätig, wer wird weniger gewalttätig? Das quantitativ zu beziffern, ist sowieso einigermaßen schlecht. Ich habe es jetzt eben einmal gemacht, nur um so ganz grobe Orientierungsmarken zu setzen. Im Grunde müßte die Frage anders gestellt werden, nämlich: Welche Qualität hat weibliche Gewalt, welche Qualität hat männliche Gewalt? Was sind die Anlässe dafür, was sind die unterschiedlichen Motive? Wie hängt das mit geschlechtsspezifischer Sozialisation zusammen? – Dazu hätte ich auch noch einen Vortrag im Koffer; aber das müssen wir jetzt nicht machen.

Alternativen anbieten, das sei doch so wichtig, hat der Kollege aus der Schule gesagt. Ja, genau. Das ist wichtig, glaube ich. Alternativen anbieten im Sinne von: Gewinne anderen Mann-Seins in Aussicht stellen. Ich glaube, das ist der Punkt. Wir haben eine Menge von Jungen und eine Menge von Männern, die nicht unbedingt den Leidensdruck haben, der vergleichbar wäre mit dem Leidensdruck von Frauen, der dann zur Frauenbewegung geführt hat, oder mit dem Leidensdruck von Mädchen, der dann zur Mädchenbewegung geführt hat und zu den Emanzipationsbestrebungen. Manche Männer haben diesen Leidensdruck: die 40- bis 50-Jährigen, die dann irgendwann merken: Ihre Kinder sind groß geworden, sie selber haben einen Herzinfarkt und sie gehen in eine Männergruppe oder jedenfalls erstmals in die Rückenschule in der Volkshochschule und setzen sich dann aber auch mit ihrem eigenen Mann-Sein, mit dem workaholism, der damit zusammenhängt, auseinander. Aber längst nicht alle haben diesen Leidensdruck. Daher kommt es darauf an: Gewinne anderen Mann-Seins in Aussicht zu stellen. Niemand, auch Frauen nicht, verändern sich gerne, wenn sie keine Vorteile in dieser Veränderung sehen. Also müßten Jungen, um wieder auf dieses Schulbeispiel sprechen zu kommen, Vorteile sehen können. Die Frage wäre: Welche Vorteile man ihnen auch im Unterricht oder im Umfeld von Unterricht in Schule deutlich werden lassen kann. Ich will nicht ins Einzelne gehen. Auffällig finde ich nur, daß die Diskussion über Jungen in Schule im Wesentlichen dominiert wird durch ihre Störfunktion, die sie haben. Allgemein bekannt ist, daß Jungen zwei Drittel der Aufmerksamkeit der Lehrpersonen auf sich ziehen. Das wird meistens von feministischer Frauenforschung aus – da ist es ja auch erhoben worden – als Beleg dafür eingeführt, wie wichtig doch die Mädchenförderung ist. Ich finde, mit einem Argument der Frauenforschung kann ich genau damit auch belegen, wie wichtig denn die Jungenförderung ist. Denn ein Argument der Frauenforschung, das absolut richtig ist, heute noch richtig ist und früher richtig war, nämlich in den 70er und 80er Jahren, hieß ja: daß Mädchen geringere Anteile haben an Oberschulqualifikation, geringere Anteile an Abiturienten, geringere Anteile an Studienplätzen beispielsweise. So in den 70er und 80er Jahren;

heute hat sich das ja gewandelt. Heute ist es ja genau umgekehrt. Also, daß die geringere Anteile haben, hängt nicht damit zusammen, jetzt sage ich es mal ganz salopp, daß die zu blöd sind, oder, intelligenter, daß sie intellektuelle Defizite hätten oder so, sondern das hängt damit zusammen, daß diese Schule nicht mädchengerecht ist. Heute hat sich die Situation umgedreht. Jungen sind überproportional unter Sitzenbleibern vertreten. Jungen sind überproportional in Sonderschulen und in Hauptschulen. Jungen sind auch überproportional in irgendwelchen Therapien. Jungen sind überproportional von Suchtphänomenen bis auf Medikamentensucht betroffen. Jungen sind sogar überproportional von psychischen Depressionen betroffen. Überproportional ist ihre Suizidrate usw., ich könnte das noch fortsetzen. Jungen geht es schlecht in der Schule – und deshalb machen sie ihre Mätzchen. Das, was der Lehrer sagt: Dir geht's wohl zu gut, stimmt genau nicht. Denen geht es zu schlecht.

Wenn wir jetzt das Argument der Mädchenförderung aus den 70er Jahren nehmen und das auf die Jungen übertragen, dann würde dies ja bedeuten: Wir brauchen so was wie eine Jungen fördernde Schule. Wie könnte eine Jungen fördernde Schule aussehen? Das wäre eine wichtige Frage. Die sähe vielleicht so aus, daß man dafür Sorge trägt, daß in Grundschulen, übrigens auch schon im vorschulischen Bereich, nämlich in Kindergärten, wir nicht dieses Verhältnis haben von Lehrerinnen und Lehrern. Da machen wir jetzt aber ein große Faß auf. Wollen wir die Quotierung von Studienplätzen beispielsweise, von Grundschullehrpersonen-Studienplätzen? Wollen wir das? Ich zum Beispiel trete mal ein für die Quotierung von Sozialpädagogikstudienplätzen. Weil ich es inzwischen schon ganz ärgerlich finde, daß wir die Stellen in der Jugendarbeit mit männlichen Mitarbeitern nicht mehr besetzen können, weil wir zu 75 Prozent Frauen ausbilden, auch in meiner Einrichtung, und nur zu 25 Prozent Männer.

Wir bräuchten also so etwas wie eine Jungen fördernde Schule. Jungen fördernde Schulen müßten allerdings auch die Männer entwickeln, die in Schule aktiv sind, also die männlichen Lehrpersonen. Es gibt Berge von Literatur, ganze Regale, wenn nicht ganze Bibliotheken voll von: Wie fördere ich Mädchen in der Schule. Ich kenne fünf Aufsätze, vielleicht auch sieben, von Kollegen aus der Schule, die sich über Jungenförderung auslassen. Also auch die fehlende Sensibilisierung für Männer in diesem Bereich ist dafür ausschlaggebend. Männer ziehen sich gern in die moderne Form der Pascharolle zurück: Sie lassen sich zu ihrem Unglück auch noch selber emanzipieren. Es sind nämlich meistens Frauen da bei Veranstaltungen wie dieser. Man hat den Eindruck, als wenn Frauen die Emanzipation der Männer in die Hand nehmen wollten. Das ist einigermaßen schlecht.

(bearbeitet von Gernot Krieger)

Christa M. Heilmann

Sprache und Sprechen zwischen den Geschlechtern: Konfliktverhindernd? Konfliktproduzierend? Konfliktlösend?

Ich gliedere meinen Vortrag folgendermaßen:

Zuerst leite ich das Thema geschichtlich her, anschließend werde ich über „frauentypisches“ Gesprächsverhalten sprechen. „Frauentypisch“ ist in Anführungszeichen gesetzt; weil ich Zweifel habe, daß diese Differenzierung in der vorliegenden gängigen Form tragfähig ist. Das gilt ebenso für den dritten Gliederungspunkt, das sog „männertypische“ Sprechen. Der vierte Schritt besteht in der Erörterung soziokultureller Aspekte. In diesem Punkt möchte ich den Versuch unternehmen, gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Bezug auf das Sprechen zu benennen und Adäquatheitskriterien daraus abzuleiten. Der Vortrag wird mit einem Ausblick abschließen.

1. Die geschichtliche Entwicklung: Defizit, Differenz, Relevanzgraduierung

Beginnen wir in den 70er Jahren, wir können in den USA schon ein bißchen früher ansetzen: Frauen konfrontierten die gesellschaftliche Öffentlichkeit mit der Ansicht, daß sie unzufrieden seien mit den Verhältnissen, speziell damit, daß sie in der Sprache nicht erkennbar waren und im öffentlichen Gespräch, im öffentlichen Diskurs nicht vorkamen. Die Frauen forderten daher einen veränderten Umgang mit Sprache und Sprechen, um dieses sprachliche Nicht-Sichtbare zu verändern. Konsequenterweise konnte der Anstoß zu dieser Entwicklung nur von den Frauen ausgehen, denn sie gehörten zu einer Gruppe, die sich durch den „normalen“ Sprachgebrauch ausgegrenzt, unsichtbar gemacht fühlten. Wenn heute Forderungen laut werden, es müßte auch für Männer einen veränderten Sprachgebrauch geben, so könnte das ein Hinweis auf eine neue Unzufriedenheit sein und der Beginn einer anderen Entwicklung. Veränderungsimpulse sind in jeder Umbruchsituation von dem Klientel zu erwarten, das Veränderungen wünscht.

Diese Situation des Aufbegehrens wird theoretisch durch die sog. Defizithypothese markiert: Es bestand eine sprachliche Norm zu jener Zeit, die nicht wirklich definiert war. Aber diese Norm generiert sich durch diejenigen, die in der Gesellschaft als sprechende Personen öffentlich sichtbar waren, durch Männer. Die Männer haben nie gesagt: Wir sind die Norm, sondern es hat sich so ergeben, daß ihr Sprechen, ihre Gesprächsführung selbstverständlich als normführend angesehen wurden. Das Begehren von Frauen, im sprachlichen Kontext deutlicher sichtbar zu werden, führte zunächst zu einem Vergleich mit der gängigen Norm: Das Sprechen von Frauen wurde am bisherigen gemessen. Die im öffentlichen Sprechen ungebübten Frauen zeigten in diesem Vergleich Defizite, ohne daß diese genauer definiert wurden. So entstand die Defizithypothese, die auf der Annahme beruht, daß Frauen bestimmtes Sprechverhalten schlechter bewältigen als Männer.

An diese Phase schloß sich eine ausgesprochen interessante Entwicklung an: Frauen haben sich gegen dieses Defizit-Denken gewehrt, sie setzen die Vorstellung von zwei unterschiedlichen Geschlechtern, die sich sprechend auch unterschiedlich verhalten, dagegen. Es entstand

die sogenannte Differenzhypothese: In der Gesellschaft existieren dominant zwei Geschlechter, es gibt – mit allen Zwischenpositionen – zwei Hauptpole. Diese zwei Hauptpole, nämlich Männer und Frauen, sprechen unterschiedlich. Sie haben eine andere Art, mit den Dingen umzugehen, Gespräche zu führen. Es handelt sich nicht um ein Defizit einer Seite, sondern um Differenzen zwischen diesen Gruppen – Unterschiede qua Geschlecht. Frauen sind anders und Männer auch. Als wichtig gilt hinzuzufügen, daß mit der Konstatierung des jeweiligen Andersseins keinerlei Wertung verbunden werden sollte.

Es schloß sich chronologisch die nächste Entwicklungsphase an: Die Kategorisierung in Männer und Frauen unter der Vorannahme, daß sich die jeweilige Gruppe mehr oder weniger konform verhält, vernachlässigte die internen Verschiedenheiten. Es ist gar nicht so, daß alle Frauen in bestimmter Weise reagieren und alle Männer auch. Frauen als Gruppe sind in sich heterogen und Männer auch. Die Frage, wodurch wir eine Zuschreibung zum Geschlecht markieren, erhielt zentrale Bedeutung: Es gibt Dinge, die wir uns erarbeiten können oder lernen können, und dann können wir uns verhalten wie eine Frau, wie ein Mann. Heide Simonis hat einmal gesagt: Ich möchte auch aggressiv sein dürfen. Und Aggressivität wird der männlichen Seite zugeschrieben. Wenn ich aggressiv bin, reagiere ich wahrscheinlich wie ein Mann, ein „Mannweib“. D.h. wenn wir spezifische Verhaltensweisen nutzen, auch solche, die dem anderen Geschlecht zugerechnet werden, konstituieren wir unser soziokulturelles Geschlecht. Das ist zu verstehen unter *Doing gender*. Gender ist das soziokulturelle Geschlecht, das Zugeschriebene, das, was eine Kultur den biologischen Geschlechtern aufgeprägt hat. Es ist nicht festgeschrieben. Es müssen nicht alle Frauen so sein, alle Männer so sein, sondern wir können gegenseitig zur Markierung, zur Herausarbeitung, zur Präsentation dieses oder jenes Geschlechtes etwas beitragen. Dieses Geschlecht ist nicht an unsere Körperlichkeit im Sinne von Mann/Frau gebunden, sondern dieses Geschlecht ist soziokulturell entstanden. So bezeichnete das *Doing gender*, das Herstellen von Gender im interaktionalen Prozeß, die nächste Erkenntnisstufe.

In der vorerst letzten Stufe befinden wir uns jetzt. Sie ist gekennzeichnet von der Thematik um Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht: Einerseits wird immer deutlicher, daß ich als Individuum meine Geschlechtlichkeit konstruiere, meine soziokulturelle Geschlechtlichkeit. Ich konstruiere das Bild von Mann und Frau. Und die jeweils anderen Beteiligten in Gesprächen konstruieren im Miteinander ebenfalls. Indem sie auf mich und mein Gesprächsverhalten in einer bestimmten Weise reagieren, konstituieren sie mein soziokulturelles Geschlecht mit.

Dekonstruktion von Geschlecht heißt die Frage zu stellen, ob denn das Geschlecht die zentrale Funktion hat? Dekonstruktion von Geschlecht meint Relevanzgraduierung: Wir benötigen zur Darstellung von Gesprächsverhalten, das ist ja mein Thema, unterschiedliche Parameter, die wichtig sind, unter anderem das Geschlecht, das biologische und das soziokulturelle. Beide sind Teil einer Relevanzgraduierung. Wichtiger als diese geschlechtsbezogene Fixierung ist die Frage nach der Rolle, in der ich mich in einem Gespräch befinde. Quer durch alle Untersuchungen (ich habe eine große empirische Studie durchgeführt⁷), läßt sich feststellen, daß sich Frauen in Führungspositionen nach bestimmten Mustern verhalten – wie Männer in Führungspositionen. Die Ähnlichkeit des Gesprächsverhaltens von Männern und Frauen in gleichen sozialen Rollen ist größer als innerhalb der jeweiligen gleichen Gruppe mit stark differierenden Sozialrollen. Relevanzgraduierung heißt: Es ist anzuerkennen, daß

⁷ Heilmann, Christa M. (2002): Interventionen im Gespräch. Tübingen: Niemeyer

unser biologisches Geschlecht und auch unser soziokulturelles Geschlecht im Sinne von gender eine große Rolle spielen, aber nicht die einzige. Auch die ethnische Zugehörigkeit gehört z.B. hierher. Den Fokus nur auf das Geschlecht zu richten, ist ein falscher Blick auf Gesprächsverhalten.

2. „Frauentypisches“ Gesprächsverhalten

Wie eingangs bereits erwähnt, möchte ich das „typisch“ bei frauen- und männertypisch gern bewußt in Anführungszeichen setzen, in der Annahme, daß derartige konstante Zuschreibungen keine Gültigkeit haben. Es geht hier um die Frage der Fremdheit des eigenen Geschlechts und der Fremdheit des anderen und der Vertrautheit des eigenen und der Vertrautheit des anderen. Frauentypisch ist, daß Frauen beim Reden, in Gesprächen sehr viel lächeln, die Gesprächsbeteiligten anlächeln. „Typisch“ für das Sprechen von Frauen erweist sich, daß sie sehr stabile Aussage durch ein Lächeln zurücknehmen, nachträglich wieder in Frage stellen. Das ist oft verbunden mit einem Schulternhochziehen. Frauen wählen die Frageform, wenn sie eine Aussage treffen. Männer sagen: Ich fordere das und das... Frauen sagen: Sollten wir nicht vielleicht das ändern?

Das Fehlen dominanten Verhaltens wird in der Fachliteratur⁸ den Frauen zugeordnet. Wir sehen aber heute in den Medien viele Frauen, die dominant auftreten. Wir müssen diese Zuschreibungen prüfen: Was ist wirklich frauentypisch? Stimmt die Darstellung der Fachliteratur oder entstanden diese Beschreibungen, weil andere Parameter (z.B. soziale Rolle) unberücksichtigt blieben?

Ein weiterer typischer Unterschied im Gesprächsverhalten zeigt sich bei den sog. Rezipienzsignalen: Wie steht es um den Einsatz unterstützender Rezipienzsignale? Dabei handelt es sich um Hörersignale wie Lächeln, Zunicken, Hmhm-Sagen. Männer nicken in Gesprächen, wenn sie zustimmen. Frauen nicken in Gesprächen, um sozial zu sagen: Rede nur weiter, ich höre dir zu. Mach nur, ich unterstütze dich. In gemischtgeschlechtlichen Gruppen sind Frauen enttäuscht, daß Männer so wenig nicken, also in ihren Augen wenig Sozialunterstützung vermitteln. Und Männer staunen, daß Frauen so viel Zustimmung geben im Gespräch. Aber es handelt sich beiderseits möglicherweise um einen Irrtum. Wüßten Männer und Frauen von der Funktion der Rezipienzsignale beim jeweils anderen, könnte Mißverständnissen vorgebeugt werden, ein latentes Konfliktpotential würde verringert.

Ein weiteres Beispiel für unterschiedliches Gesprächsverhalten ist die sog. Gesprächsarbeit: Frauen leisten mehr Gesprächsarbeit ist die gängige Meinung: Frauen kümmern sich während des Gesprächs darum, daß die anderen Beteiligten auch Redemöglichkeit erhalten, nicht rücksichtslos unterbrochen werden etc. Diese sogenannte soziale Gesprächsarbeit wird angeblich überwiegend von Frauen geleistet, während Männer die Themenarbeit vorantreiben. Wenn das so ist, dann vergeben Frauen ihr Potential an inhaltlicher Arbeit und erfüllen eine stereotype Rolle, ganz gemäß des alten archaischen Bildes der Gemeinschaftspflege. Wenn Frauen im Gespräch diese Gesprächsarbeit leisten, irritieren sie männliche Beteiligte, die auf das Vorantreiben des Themas orientiert sind und im Konkurrenzverständnis davon ausgehen, daß jeder sich selbst positioniert. Wenn viele Männer am Gespräch beteiligt sind und sich nicht um die Frauen kümmern, fühlen diese sich dominiert, zurückgesetzt, verletzt, reagieren

⁸ vgl. Samel, Ingrid (1995) u. Gräßel, Ulrike (1991)

emotional empfindlich. Warum? Weil sie gewöhnt sind, daß man aus einer Sozialität heraus reagiert. Auf diese Weise können in Gesprächen Konflikte entstehen, die bei besserer Kenntnis der jeweils anderen Positionen vermeidbar wären.

Ein weiteres markantes Beispiel für „typisches“ Frauensprechen: Frauen lassen sich eher unterbrechen. Das ist eine spannende Sache. Nahezu alle Männer würden sagen: Frauen reden mehr und man kann sie nicht unterbrechen. Auf den privaten Gesprächsanteil trifft das wohl auch zu. Im öffentlichen Diskurs verhält es sich aber anders: Da kann empirisch belegt werden, daß Frauen mehr unterbrochen werden, quantitativ, also mengenmäßig zählbar, als Männer.

Frauen halten weniger Blickkontakt, ein weiteres Merkmal: Wenn Männer sprechen, gucken die ihren „Gegner“ an. Frauen gucken irgendwo auf den Block oder lächeln zur Nachbarin oder schauen aus dem Fenster oder oben in die Ecke des Raumes beim Reden und dergleichen. Ich möchte an dieser Stelle nochmals betonen, daß es sich hier um Zuschreibungen handelt, also um das, was angeblich frauentypisch ist, in Anführungsstrichen, das Bild von sprechenden Frauen in der Gesellschaft.

Ein letztes Beispiel in der Reihe der Zuschreibungen sei angeführt: Frauen nehmen weniger Raum ein. Wenn wir uns jetzt hier im Raum umschaun, wie viele Männer mit übergeschlagenen Beinen sitzen und wieviel Frauen, wieviel Männer breiteren Raum im Sitzen einnehmen als ihre Nachbarinnen, scheint diese Bewertung zu stimmen.

3. „Männertypisches“ Gesprächsverhalten

Kommen wir zum männertypischen Sprechen: Äußerungen werden sicher postuliert. Aussagesätze werden als Aussagesätze, Forderungen als Forderungen formuliert. Frauen stellen liebliche Fragen, Männer sprechen relativ laut und nicht nur, weil sie einen größeren Kehlkopf haben und kräftigere Stimmlippen, sondern sie setzen ihre Stimme auch intensiver ein als Frauen. Männer leisten mehr Themenarbeit; das ist das Pendant zur sog. Gesprächsarbeit. Männer unterbrechen eher. Wenn ihnen etwas nicht paßt, gehen sie offensiv in das Gespräch hinein. Männer halten mehr Blickkontakt. Sie gucken ihr Gegenüber an. Männer nehmen größeren Raum ein.

Das sind die Zuschreibungen, die wir über männliches Sprechen in der Literatur finden können. In großen Teilen entspricht es unseren persönlichen Erfahrungen. Es schließt sich jedoch ein großes Aber an: Wir kennen alle ganz andere Frauen. Wir kennen alle ganz andere Männer. Und wenn es der Realität entspricht, daß wir vielleicht sogar viele andere Frauen und vielleicht sogar viele andere Männer kennen, dann können die beschriebenen Merkmale es nicht frauentypisch und männertypisch sein. Das heißt, es kann nicht mit den Männern und den Frauen wie mit einem Label verbunden sein, sondern es muß andere Kriterien geben. Und diese Kriterien sind im soziokulturellen Kontext zu suchen: Wir finden sehr viele, zählbar sehr viele Frauen, die sich nach diesen Stereotypen verhalten und zählbar auch sehr viele Männer. Wir können aber auch davon deutlich verschiedene Gesprächsverhaltensweisen bei Männern und Frauen belegen. Wie ist dieser Widerspruch erklärbar?

Dieses Sich-Zurücknehmen, dieses Lächeln, dieses Sich-um-andere-Kümmern, dieses Sich-unterbrechen-Lassen, Sich-in-den-Hintergrund-rücken-Lassen, Mit-wenig-Raum-Dasitzen, Leise-Reden, Keinen-Blickkontakt-Halten, sind Verhaltensweisen, die wir von Personen in der

Gesellschaft wahrnehmen können, die sich unterprivilegiert fühlen. Die anderen Merkmale, die den Männern hier zugeschrieben werden, sind Verhaltensweisen, die Personen ausführen, die sich sicher fühlen. Also finden wir das jeweils bei denen, die sich in konkreten Gesprächssituationen sicher oder unsicher fühlen. Wenn diese Überlegungen richtig sind, gehören die beobachteten (und vielleicht auch ausgezählten) Merkmale nicht zu Frauen und Männern, sondern zu Rollen, Sozialrollen oder zu einem Sozialverhalten von Sicherheit und Unsicherheit.

4. Soziokulturelle Aspekte des Sprechens: Müssen Frauen lächeln?

Kommen wir zu den soziokulturellen Aspekten des Sprechens. Zunächst besteht dominant ein großes Bedürfnis nach Wiedererkennung: Wenn ich mich als Frau definiere, möchte ich auch als Frau verstanden werden und erwarte, daß andere mich auch als Frau sehen. Das zweite Bedürfnis ist das nach Identität im Sinne von Zugehörigkeit. Ich will mich einer Gruppe zugehörig fühlen, weil mir die Bindung an deren Regeln und Normen Sicherheit und Vertrautheit gibt. Das dritte Bedürfnis zielt auf eine elementare Charakterisierung. Gibt es zwei Geschlechter oder zwanzig oder eine beliebige Zahl dazwischen? Die gesamte Polarisierungsdiskussion und Queer-Diskussion, die nun schon eine lange Zeit eine Rolle spielt, gründet sich auf dieser zentralen Frage: Wie wollen wir sein? Wollen wir irgendwo einzuordnen sein und wollen wir elementar charakterisiert werden nach unserer elementaren Biologie, oder wollen wir uns soziokulturell verstehen? Brauchen wir für unsere soziale Sicherheit eine Polarisierung oder nicht? Je nachdem, was der Einzelne für sich als Rolle benötigt und wie der Einzelne sich in seiner Rolle versteht und welches Verständnis von Weiblichkeit und Männlichkeit als Konzept dahinter steht, müssen und können sich die jeweiligen Individuen unterschiedlich verhalten.

Wir brauchen als soziale Wesen eine Art Verlässlichkeit. Aber was wir jeweils als verlässlich empfinden, ist total unterschiedlich. Der eine braucht Verlässlichkeit in der Polarisierung und der andere braucht die Verlässlichkeit in der Aufhebung der Polarisierung, weil ihn/sie die Polarisierung ängstigt. Es existiert ein Spektrum normativer Fixierungen. Das läßt sich mit ganz strengen und ganz klaren Kategorien definieren. Aber da besteht sicher auch eine ganz große Zahl von Subkategorien. Die zentrale Frage in diesem Zusammenhang lautet, welche Möglichkeiten habe ich als Mensch, gesellschaftliche Spielräume für mich zu erweitern, weil ich mich gegen normative Fixierungen wehren möchte, wehren kann und individuell tatsächlich wohl auch wehren muß.

Wie können sich Männer und Frauen dieser Zuschreibungen, dieser Fixierungen erwehren? Der Erfüllungszwang von bestimmten Rollen ängstigt einerseits, engt ein, reduziert und entindividualisiert, andererseits ermöglicht er über die Internalisierung der jeweiligen Gruppennorm das Handeln in geprägten Strukturen, erleichtert demzufolge die Bewältigung von Alltagsanforderungen. Interessant ist die generelle Frage nach dem individuellen Spielraum: Was an uns ist sozial gelernt und sozial geprägt, und was an uns ist biologisch unabdingbar? Dieser Frage empirisch nachzugehen bedeutet im herkömmlichen Muster, das Verhalten der „Versuchsgruppe“ mit dem einer „Vergleichsgruppe“ in Relation zu setzen, also mit einer Gruppe, welche die soziokulturelle Überformung nicht erlebt hat. Ein derartiger Versuch ist genauso wenig möglich wie ein Vergleich mit uns selbst als Person in meiner heutigen Ausprägung mit mir als Person ohne das Erlernete. Weil derartige Untersuchungen nicht möglich sind, Reaktionsweisen z.B. nur von Ausfallerscheinungen abgeleitet werden können, deshalb

ist es sehr schwer zu klären, was an uns ist sozialisiert über viele, viele Generationen, über vielleicht Jahrtausende, also vielleicht auch wieder anders soziokulturell erlernbar ist und was an uns unabdingbar ist, was wir aus biologischen Gründen tatsächlich tun „müssen“. Müssen wir im Gespräch wirklich lächeln, wir Frauen?

Noch ein Wort zum Gesprächsverhalten: Männlicher und weiblicher Gesprächsverhaltenstil folgen dem Abbild gesellschaftlicher Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Unsere Sozialisierung folgt diesen Bildern. Sie folgt Bildern, die vornehmlich Frauen weitertragen, nämlich als Kindergärtnerinnen, als Grundschullehrerinnen, als Mütter. Was hat unsere Gesellschaft für ein Bild von Männlichkeit? Was hat unsere Gesellschaft für ein Bild von Weiblichkeit?

Hier komme ich zu einem zentralen Punkt: Unsere Chance, uns im Gespräch, in der Kommunikation weniger konfliktreich zu verhalten, besteht darin, das Bild zu ändern, bzw. zunächst erst einmal das Bild transparent zu kommunizieren und damit bewußt zu machen. Es genügt nicht an der einzelnen Person und seinem und ihrem Gesprächsverhalten zu verändern. Sondern die Frage muß heißen, was kann die Gesellschaft tun, um die Erwartungen an Männlichkeit und die Erwartungen an Weiblichkeit zu verändern? Erst wenn die Erwartungen anders sind, wenn diese vielleicht vielschichtiger und differenzierter werden (wenn z.B. ein junger Mann sich im Gespräch nicht dominant konstituieren muß, weil das gar nicht mehr dem Bild von Männlichkeit in der Gesellschaft entspricht), dann wird sich das konkrete Gesprächsverhalten auch ändern können.

Unsere Chance ist, die Erwartungen, die an sprechende Personen in der Öffentlichkeit gestellt werden, neu zu definieren und den veränderten gesellschaftlichen Entwicklungen anzupassen und transparent zu machen. Was haben wir für **Kriterien** dafür? Wenn die zentrale Kategorie nicht in der Differenzierung nach Männer- und Frauensprechen besteht, müßte die Relevanz anderer Kriterien in den Mittelpunkt gerückt werden: Ausgehend von der Überlegung, daß öffentliche Rede eine spezifische situationale Funktion hat, muß der Maßstab in der konkreten Unterstützung dieser Funktion zu suchen sein, d.h. in dem Merkmal „**gesprächsfördernd/gesprächshemmend**“. Da die Beurteilung dieses Aspekts von der jeweiligen Situation und den Beteiligten abhängt, gilt als zweites Kriterium „**situationskonform/situationskontrovers**“. Das dritte Kriterium bezieht sich auf das Verhältnis der Beteiligten untereinander, bezogen auf die Hierarchie: „**symmetrisch/asymmetrisch**“. Ein letztes Merkmal könnte zur Beurteilung herangezogen werden, die Frage nach dem Grad der Intendiertheit: „**intendiert/zufällig**“. D.h. die Bewertung des Gesprächsverhaltens von Frauen und Männern bezöge sich nicht auf deren Geschlecht und einem Bild von geschlechtsabhängigen Parametern, sondern ein funktionaler Maßstab, der sich über die Zielstellung und Bedeutung eines Gesprächs definiert, wird herangezogen: Ein gleiches Gesprächsverhalten (z.B. unterbrechen) kann ihn einer bestimmten Situation gesprächsfördernd wirken (wenn z.B. Vielredner eingeschränkt werden), in anderen gesprächshemmend (wenn Personen ihre Gedankengänge nicht entwickeln können), gleichgültig, ob das jeweilige Verhalten bei Männern oder Frauen in Erscheinung tritt. Es bedarf konkreter funktionaler Kriterien um entscheiden zu können, unter welchen Bedingungen welches Gesprächsverhalten als förderlich oder hemmend, als situationsadäquat oder nicht eingeschätzt werden muß.

Ist unser Verhalten **intendiert oder zufällig**? Wir können über uns und unser Gesprächsverhalten bzw. Sprechverhalten über Feedback viel lernen, damit wir unserer eigenen Gesprächsführung nicht sozusagen ausgeliefert sind, sondern sie intentional beeinflussen können.

Wenn wir in einem Gespräch kooperativ, sozial und kompromißorientiert sein wollen, dann müssen wir die Mittel kennen, um so sein zu können. Wenn wir in einem Gespräch dominant, aggressiv, fordernd sein wollen, müssen wir auch diese Mittel kennen und beherrschen, um in der Lage zu sein, unsere Gesprächsabsicht umsetzen zu können. Ob die anderen Beteiligten das dann akzeptieren oder nicht, ist eine andere Frage. Wenn ich dominant sein will, muß ich als Frau und als Mann wissen, wie das funktioniert. Wenn ich nicht dominant sein will, muß ich auch wissen, welche Möglichkeiten mir zur Verfügung stehen. Die Zufälligkeit, die „es mit uns macht“, weil wir zu wenig über Gesprächswirkung und ihre Mittel wissen, muß in den Hintergrund gedrängt werden und das Intendierte, das Beabsichtigte muß in den Vordergrund treten. Ich muß es als gesellschaftlich selbstverständlich lernen dürfen, auch dominant zu sein. Frauen müssen gern im Hintergrund bleiben können, wenn das ihre Absicht ist, aber wenn sie eine zentrale Rolle im Gespräch spielen möchten, sollten sie die Mittel kennen, das auch ausführen zu können.

Was bedeutet das Kriterium „**symmetrisch/asymmetrisch**“? Als Ideal wird formuliert, daß Kommunikation symmetrisch sein sollte, d.h. alle Beteiligten auf der gleichen Ebene zueinander stehen. Betrachten wir jedoch den gesamten Bereich von Schule und Universität, Bildung und Ausbildung, aber auch den gesamten Arbeitsbereich, so zeigt sich, daß sie hierarchisch aufgebaut sind, nicht symmetrisch. Prüfungsgespräche, Einstellungsgespräche, Vorgesetztingespräche, Arbeitsanleitungen etc., etc.: In jedem Falle handelt es sich um nicht symmetrische Gespräche, d.h. die Beteiligten haben nicht die gleichen Rechte, dennoch können die konkreten Gesprächssituationen möglichst symmetrisch aufgebaut werden, so daß im Rahmen von Hierarchien partielle Symmetrien entstehen können. Inwieweit das gesprächsfördernd und situationsadäquat ist, hängt in keiner Weise davon ab, ob die Sprechenden, auf welcher Ebene auch immer, Frauen oder Männer sind, sondern ist abhängig von den jeweiligen situativen Kommunikationsstrukturen.

Inwieweit der Einzelne für sich entscheidet, sich **situationsadäquat oder nicht-situationsadäquat** verhalten zu wollen, muß in der Freiheit der jeweiligen Person begründet sein. Wichtig ist jedenfalls, daß ihr die kommunikativen Mittel zur Verfügung stehen müssen, sich in der gewollten Weise verhalten zu können.

Auf der Suche nach dem Begriff: Situationsadäquat statt weiblich und männlich

Erste Schlußfolgerung: Durch die Verteilung von Positionen in unserer Gesellschaft erleben wir viel mehr Frauen mit Gesprächs- und Sprechverhalten in unterprivilegierten Sozialrollen. Weil das quantitativ, mengenmäßig, so verteilt ist – heute weniger als vor 30 Jahren, aber es ist immer noch der Fall –, scheint es uns, als ob es sich um ein spezifisches Sprechverhalten von Männern und Frauen handele. In den letzten Jahren konnte jedoch durch neuere empirische Untersuchungen mit einem veränderten Ansatz⁹: gezeigt werden, daß es sich glücklicherweise um einen Irrtum handelt, der durch rein quantitative Analysen entstanden ist, welche die qualitativen Aspekte (z.B. die Sozialrolle) unberücksichtigt ließ. Es zeigt sich, daß sich das Gesprächsverhalten wandelt, wenn sich die Rollenpositionsverteilungen verändern, auf der spezifischen Basis durchaus geschlechtsstabiler biologischer Voraussetzungen.

⁹ vgl. z.B. Heilmann (2002b)

Zweite Schlußfolgerung: Nicht jeder muß sich durchsetzen wollen. Wenn Frauen das Gefühl haben: Ich möchte hier nicht die Ellbogen ausfahren, ich möchte hier nicht kämpfen, ich möchte nicht dominant sein, dann müssen sie diesen Raum haben können. Und wenn Männer das Gleiche von sich sagen möchten, sollen ihnen das in gleicher Weise möglich sein. Die Gesellschaft muß ethische Maßstäbe entwickeln, welches Gesprächsverhalten sie in welchen Situationen tolerieren will und welche nicht. In diesem Zusammenhang bahnen sich auch Veränderungen an, es entstehen interessante neue Entwicklungsmodelle: Für Manager werden z.B. heute Kurse im Sprechen von Dichtung angeboten, im Rezitieren von Lyrik. Wozu und warum? In der Hoffnung, daß sie die dadurch erworbene Sensibilität auch auf ihre Managementsarbeit übertragen, auf ihre Führungstätigkeiten. Dadurch entstünde in der Frage der Situationsadäquatheit z.B. ein gesellschaftlicher Wandel. Ein anderes Beispiel: Wir erleben heute, daß kooperativer Führungsstil, den Managerinnen in Firmen einführen, als angenehm empfunden und von Männern übernommen wird. Auch das führt zu einem gesellschaftlichen Wandel von Kommunikationsmaßstäben.

Was ist eigentlich situationsfördernd und was ist situationshemmend? Was unterstützt und förderd das Miteinander sprechender Personen? Neue Definitionen sind gefragt. Wir müssen unsere Spielräume dort, wo wir kulturelle und soziologische Spielräume haben, neu ausschöpfen lernen, jenseits von der Frage, ob es sich um Frauen oder Männer handelt.

PD Dr. Christa M. Heilmann ist Diplom-Sprechwissenschaftlerin und Leiterin der Abteilung Sprechwissenschaften der Philipps-Universität Marburg. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Mündliche Kommunikation für Lehramtsstudierende, sprechwissenschaftliche Gesprächsforschung, Gender Studies, Nonverbale Kommunikation. Kontakt: heilmann@mail.uni-marburg.de

Literatur zum Vortrag

Gräßel, Ulrike (1991): Sprachverhalten und Geschlecht. Eine empirische Studie zu geschlechtsspezifischem Sprachverhalten in Fernsehdiskussionen. Pfaffenweiler: Centaurus.

Heilmann, Christa M. (2002a): Interventionen im Gespräch. Neue Ansätze der Sprechwissenschaft, Linguistische Arbeiten. Tübingen: Niemeyer.

Heilmann, Christa M. (2002b): Wer schreit gewinnt? Neue Ergebnisse empirischer Gender-Forschung zur nonverbalen Kommunikation. In: Faschinbauer, Tamara (Hrsg.): Neue Ergebnisse der Empirischen Genderforschung. Germanistische Linguistik 2002, H. 167-168. Hildesheim: Olms.

Samel, Ingrid (1995): Einführung in die feministische Sprachwissenschaft. Berlin: Schmidt.

Allgemeine Einführungen

Braun, Christina von (1999): Warum Gender Studies? In: Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge IX, 1/1999, S. 9-22

Bußmann, Hadumod u. Hof, Renate (Hrsg.)(1995): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart: Kröner

Linke, Angelika; Nussbaumer, Markus und Portmann, Paul R.(Hrsg.)(1994): Studienbuch Linguistik, Tübingen: Niemeyer

Peyer, Ann u. Groth, Ruth (Hrsg.)(1996): Sprache und Geschlecht. Studienbibliographien Sprachwissenschaft Bd. 15, Heidelberg: Groos

Samel, Ingrid (1995): Einführung in die feministische Sprachwissenschaft. Berlin: Schmidt

Feministische Sprachkritik

Hellinger, Marlis(1990): Kontrastive feministische Linguistik. Ismaning: Hueber Hufeisen, Britta(Hrsg.)(1993): „Das Weib soll schweigen...“. Frankfurt: Lang

Pusch, Luise (1984): Das Deutsche als Männersprache. Frankfurt: Suhrkamp

Frank, Karsta (1992): Sprachgewalt. Die sprachliche Reproduktion der Geschlechter. Tübingen: Niemeyer

Sieburg, Heinz (Hrsg.)(1997): Sprache - Genus/Sexus. Frankfurt: Lang Eisenberg, Peter (Hrsg.)(1998): Dudengrammatik Bd. 4, 6.Aufl.,

Gelhaus, Hermann: Das Genus, S. 198-212. Mannheim: Dudenverlag

Doleschal, Ursula (1992): Movierung im Deutschen. München: Lincom Europa

Ulrich, Miorita (1988): ‚Neutrale‘ Männer und ‚markierte‘ Frauen. In: Sieburg, Heinz, S. 308-321

Trömel-Plötz, Senta (1978): Linguistik und Frauensprache. In: Sieburg, Heinz, S. 235-257

Kalverkämper, Hartwig (1979): Die Frauen und die Sprache. In: Sieburg, Heinz, S.258-278

Pusch, Luise (1979): Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. In: Sieburg, Heinz, S. 279-301

Pasero, Ursula u. Braun, Friederike (Hrsg.)(1998): Wahrnehmung und Herstellung von Geschlecht. Opladen: Westdeutscher Verlag

Nübling, Damaris (2000): Warum können schwedische Männer Krankenschwestern (sjuksköterskor) werden, deutsche aber nur Krankenpfleger? In: Linguistische Berichte, H. 182, S. 199-230.

Defizithypothese

Haas, Adelaide (1979): Male and Female Spoken Language Differences: Stereotypes and Evidence. In: Psychological Bulletin. Vol. 86, No. 3, 1979, p. 616-626

Kramer, Cheris (1974): Women's Speech: Separate but unequal? In: Quarterly Journal of Speech. Vol. 60, 1974, p. 14-24

Lakoff, Robin (1975): Language and Women's Place. In: Lang. in Society, Vol. 2,1973, 45-80

Werner, Fritjof (1983): Gesprächsverhalten von Frauen und Männern. Frankfurt/M.: Lang West, Candace u. Zimmerman, Don H. (1991): Doing Gender. In: Lorber, J u. Farrell, S.A. (eds.): The Social Construction of Gender. Newbury Park, p. 13-37

Zimmerman, Don H. u. Candace West (1973): Sex Roles, Interruptions and Silences in Conversation. In: Thorne, Barrie u. Henley, Nancy (ed.): Language and Sex: Difference and Dominance. Rowley: Newbury House, p. 105-129

Differenzhypothese

Degenhardt, Annette u. Trautner, Hanns Martin (Hrsg.)(1979): Geschlechtstypisches Verhalten: Mann und Frau in psychologischer Sicht. München: Beck

Klann, Gisela (1978): Weibliche Sprache – Identität, Sprache und Kommunikation. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 8, hrsg. v. Andresen, Helga, Osnabrück: Universitätsdruck, S. 9-62

Schmidt, Claudia (1988): Typisch weiblich – typisch männlich. Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten in studentischen Kleingruppen. Tübingen: Niemeyer

Tannen, Deborah (1991): Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. Hamburg: Goldmann

Trömel-Plötz, Senta (Hrsg.) (1996): Frauengespräche: Sprache der Verständigung. F/M: Fischer

Code-switching oder Register-Hypothese

Crosby, Faye u. Nyquist, Linda (1976): The female register: an empirical study of Lakoff's hypotheses. In: Language and Society, Vol. 6, p. 313-322

Sieverding, Monika u. Alfermann, Dorothee (1992): Instrumentelles (maskulines) und expressives (feminines) Selbstkonzept: ihre Bedeutung für die Geschlechtsrollenforschung. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie 1992, S. 6-15

Doing-gender-Hypothese

Ericsson, Kjersti (1996): Die Geschlechterfalle. Düsseldorf: Econ

Faulstich-Wieland, Hannelore (1998): Perspektiven der Frauenforschung. In: Bardeleben,

Renate von und Plummer, Patricia (Hrsg.): Perspektiven der Frauenforschung. Ausgewählte Beiträge der 1. Fachtagung Frauen-/Gender-Forschung in Rheinland/Pfalz. Tübingen: Stauffenburg, S. 1-13

Heintz, Bettina (1993): Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter. In: Bühler, Elisabeth; Meyer, Heidi; Reichert, Dagmar u. Scheller, Andrea (Hrsg.): Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz. Zürich/Dortmund: eFeF-Verlag, S. 17-48

Kotthoff, Helga (1991): Interaktionsstilistische Unterschiede im Gesprächsverhalten der Geschlechter: Unterbrechungen und Themenkontrolle als Stilmittel. In: Neuland, Eva u. Bleckwenn, Helga (Hrsg.): Stil-Stilistik-Stilisierung. Frankfurt/M.: Lang, 131-147

Pasero, Ursula u. Braun, Friederike (Hrsg.) (1995): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler: Centaurus

Schmidt, Antje (1998): Kommunikationsverhalten und Geschlecht. Rollenuntypische Gesprächsstile von Studentinnen. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Schnyder, Marijke (1997): Geschlechtsspezifisches Gesprächsverhalten. Höraktivitäten und Unterbrechungen in Radiogesprächsrunden. Pfaffenweiler: Centaurus

Wetterer, Angelika (1992): Enthierarchisierung oder Dekonstruktion der Differenz. In: Kootz, Johanna u. Lind, Helga (Hrsg.): Studentinnen im Blick der Hochschulforschung. Empirie und Hochschulreform. Berlin: Universitätsdruck, S. 195-213

Hypothese der Relevanzgraduierung

Gräßel, Ulrike (2000): Globalisierung und interkulturelle Kommunikation von Geschlecht. unveröff. Manusk., i.Dr., S.1-11

Kotthoff, Helga (1996): Die Geschlechter in der Gesprächsforschung. Hierarchien, Theorien, Ideologien. In: Der Deutschunterricht 1/1996; Differenzen - diesseits und jenseits von Geschlechterfixierungen, hrsg.v. Kublitz-Kramer, Maria u. Neuland, Eva, S.9-15

Maihofer, Andrea (1995): Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt/M: Helmer

Auszüge aus der Diskussion

Teilnehmer: Es gibt ja das so genannte italienische Modell. Man fällt mir bestätigend ins Wort und treibt mich zum Weitersprechen an. Als jemand, der gewohnt ist, Unterbrechung heißt: du redest Unfug, halt den Mund, bin ich völlig konsterniert. Andersrum: Wenn mir jemand aus diesem Gewohnheitsbereich was erzählt und ich nach einer Minute noch nichts dazu gesagt habe, fragt der sich, ob ich überhaupt noch mitkomme.

Christa M. Heilmann: Das hat einen interkulturellen Aspekt. In der italienischen Kommunikation ist ein anderes Gesprächsverhalten üblich als in der finnischen; dazwischen liegt Deutschland. Es gibt eine berühmte Untersuchung aus den USA, Westküste/Ostküste, wo genau das: Ich falle dir ins Wort, weil ich dich bestätige, vorantreibe usw., an der einen Küste üblich ist, und der anderen zur Katastrophe führt, zu Mißverständnis. So ist das natürlich auch immer bei Dingen, die wir unbewußt tun. Sie kennen das alle. Wenn sie aus dem Raum gehen, können sie alle wunderbar laufen. Aber wenn sie jetzt auf mich zukommen müßten und alle würde sich zu Ihnen umdrehen, dann würden sie mit dem Laufen und den Füßen ein ganz klein wenig Probleme bekommen. Das heißt, immer, wenn ich etwas, was unbewußt abläuft, und wir reden unbewußt zunächst, in die Metaebene hebe und in die Bewußtheitsebene hebe, dann gibt es Trouble, Irritationen. Aber durch die Phase müssen wir einfach durch. Es muß thematisiert werden. Deshalb ist eben aus meiner Sicht es so verkehrt zu sagen: Männer unterbrechen und Frauen lassen sich unterbrechen. Sondern ich muß gucken. Situationsadäquat: Wann ist unterbrechen gut? Ich habe es vorhin benannt. Man muß von diesem Stigma weg: Unterbrechen ist böse, und Männer, die Frauen unterbrechen, sind dann besonders böse, weil die Sache schon mal böse ist. Wir müssen das Ganze viel sensibler und differenzierter betrachten. Das heißt nicht, daß nicht diese ganzen Positionierungen erst mal nötig waren, um überhaupt die Entwicklung in Gang zu kriegen.

Kurt Möller: Wenn ich Sie recht verstanden habe, haben Sie gerade gesagt: Wir kommunizieren nicht als Männer und Frauen miteinander, sondern als Sichere und Unsichere. Oder, weniger scharf formuliert: Es gibt kein frauencharakteristisches – um jetzt diesen Begriff Typikal mal zu vermeiden – Sprechen bzw. keine frauencharakteristische Kommunikation und keine männercharakteristische Kommunikation, sondern Kommunikation läßt sich eher gruppieren um Sicherheit oder Unsicherheit. Wenn ich mich jetzt meines männlichen Sprechverhaltens befleißigen würde, dann würde ich sagen: Da widerspreche ich Ihnen. Aber ich versuche es jetzt einmal anders, um meine Spielräume zu erweitern und formuliere das als Frage: Ist es denn nicht vielleicht so, daß sich auch wieder die Unsicherheit in der Interaktion, in der Kommunikation auf eine geschlechtsspezifische Art und Weise zeigt? Und die Sicherheit sich dann auch wieder auf eine geschlechtsspezifische, charakteristische Art und Weise zeigt? – Ich will dann doch noch eine Aussage machen. Ich frage mich das deshalb, weil ich jede Menge Jungs kenne, die ihre Unsicherheit hinter Aggressivität verstecken.

Christa M. Heilmann: Ich habe ja vorhin den schönen Begriff der Relevanzgraduierung eingeführt. Dieser Begriff der Relevanzgraduierung soll beinhalten, daß der Aspekt Geschlecht natürlich nicht verloren gehen darf. Ich habe gesagt: Wir haben eine biologische Basisdecke – ich weiß nicht, wie ich das jetzt nennen soll –, ein Fundament, aus dem unsere Verhaltensmuster entstehen. Darüber kommt ein über Jahrtausende sozialisiertes Verhalten. Und dann kommt da drüber, was wir als Individuen tatsächlich sozialisiert haben. Diese Mischung macht das Ganze. Daß Frauen diese Gesprächsarbeit in Gesprächen dominanter tun als

Männer, das ist kein Zufall. Sondern da steckt ein biologisches Verhalten drunter. Aber sie können es eben auch anders lernen, sie können sich über dieses Biologische hinweg neu sozialisieren. Mir geht es immer um den Spielraum. Deshalb dieser, wie ich finde, so wunderschöne Ausdruck der Relevanzgraduierung.

Wolfgang Enge: Es gibt eine empirische Wirklichkeit, das so genannte typische Verhalten von Männern und Frauen. Durch Selbstbestätigungsprozesse konstruieren wir diese Wirklichkeit immer wieder neu. – Ihr Ansatz hat mich sehr stark erinnert an das Androgynie-Konzept; das Erweitern des Verhaltensspektrums. So daß Männer wie Frauen typisch – unter Anführungszeichen – weibliche Verhaltensweisen genauso einsetzen können wie typisch männliche. Es zeigt sich wirklich in der empirischen Forschung, daß diese Personen wirklich, also psychisch, gesünder sind. Sie sind in allen Lebensbereichen, wenn sie beide Geschlechter in ihrer Psyche verwirklicht haben, wesentlich gesünder.

Christa M. Heilmann: Ich weiß nicht, ob man den Begriff der Androgynie hier wirklich einführen sollte, der ist ja heftig diskutiert. Ich würde viel lieber den Begriff weibliches Gesprächsverhalten völlig abschneiden und männliches Gesprächsverhalten völlig abschneiden, weil wir, wenn wir diese biologischen Begriffe benutzen, immer in diesen Kategorien denken werden. Ich würde eben gerne, wie ich es am Schluß gemacht habe, sagen: In dieser Gesprächssituation gibt es ein situationsadäquates Verhalten. Wenn Herr Godbersen (der Moderator) jetzt hier nicht führen würde, würde er sich situationsinadäquat verhalten, egal, ob er als Mann oder Frau hier sitzt. Wenn Sie in Ihrer Frage oder Ergänzung jetzt zum Beispiel unter den Stuhl gekrochen wären, würden Sie sich nicht situationsadäquat verhalten haben, egal, ob das eine Frau oder ein Mann macht. Und so möchte ich nicht gern sagen: Das ist männliches Sprechen, das ist weibliches Sprechen. Sondern...

Wolfgang Enge: Das habe ich auch nicht gemeint. Ich habe es unter Anführungszeichen gesetzt. Empirisch.

Christa M. Heilmann: Ja. Quantitativ. Ich kann es ausstricheln...

Teilnehmerin: Da möchte ich widersprechen. Mir ist aufgefallen, daß Sie im Gegensatz zu den vorher Vortragenden häufiger gelächelt haben. Ich empfand das durchaus nicht als soziale Schwäche, sondern ich empfand das sehr viel angenehmer.

Christa M. Heilmann: Mein Lächeln war einfach situationsadäquat.

Teilnehmerin: Dann frage ich mich, warum die männlichen Vortragenden vorher nicht situationsadäquat geredet haben.

Christa M. Heilmann: Weil sie das nicht gelernt haben, daß man das darf.

Teilnehmerin: Wenn Sie sagen: Es gibt kein weibliches und männliches Sprechverhalten, sondern nur ein sozial sicheres und sozial unsicheres Sprechverhalten, dann liegt die Schlußfolgerung nahe: Ein sozial unsicheres Sprechverhalten möchte ich gar nicht zeigen, ich möchte ja sozial sicher auftreten. Aber einige Elemente des weiblichen Sprechverhaltens möchte ich aufwerten und sagen: Das gehört mit zu einem sozial sicheren Kommunikationsstil.

Christa M. Heilmann: Sie möchten gerne, daß man im öffentlichen Diskurs auch lächeln darf. Aber warum ist denn das weiblich? Man darf natürlich im öffentlichen Diskurs lächeln. Das können alle Personen lernen. Das liegt vielleicht Frauen mehr. Oder Frauen haben es mehr sozialisiert, ist auch egal. – Wie bewertet Gesellschaft Lächeln im öffentlichen Diskurs? Das meine ich, wenn ich von einem Wertekanon spreche.

Teilnehmer: Ich habe ein Problem mit dieser ganzen Situationsadäquanz. Unter dieser Prämisse bleiben die Dinge so, wie sie sind. Ich denke dabei an die Schule. In Klassen, in denen Jungen sind, die verhaltensauffällig sind, die schwer zu handeln sind, da sagt die Schulleitung – ich weiß das aus eigener Erfahrung: Da muß einer rein, der sich sprachlich durchsetzen kann und der genau diese typische Männlichkeit an den Tag legt. Ich erinnere mich an einen Kollegen, der das ablehnte, der sagte: Ich will einfach so nicht! Der ist mehr oder weniger rausgemobbt worden.

Teilnehmer: Darauf möchte ich mich beziehen. Kann man bestimmte Verhaltensauffälligkeiten mit der Sprache bearbeiten? Wir müssen differenzieren zwischen Sprache und Sprechen. Kommunikation ist gerade dann erfolgreich, wenn sie sich der Gefühle bedient. Das ist eine Frage, inwieweit Männer und Frauen in der Lage sind, kommunikativ, emotional etwas rüberzubringen. Dann hat das nichts mit Sprache zu tun, die man besonders stark macht, sondern inwieweit man sich emotional verständigen kann.

Ich habe gestern Abend mit einer Kollegin einen Vortrag halten dürfen. Das haben wir immer im Wechsel gemacht; wir sind eigentlich ein gut eingespieltes Team. Irgendwann sagte sie: Du darfst nicht immer so freundlich lächeln zwischendurch. Das macht man als Vortragender nicht, da kommt man nicht gut rüber. – Ergebnis war aber: Das, was wirklich nachher zählte, war, daß wir stimmig waren in dem, was wir rüberbringen wollten. Da sind natürlich auch Rollenfestschreibungen. Die Frau, die nicht mehr lächelt, weil sie meint, sie kommt dann nicht mehr gut an. Und der Mann, der lächelt, weil er meint: Wir kommen mit dem Thema besser an. – So kann es auch passieren.

Christa M. Heilmann: Es gibt in der interkulturellen Erziehung ein schönes Beispiel. In Deutschland gibt man sich die Hand, wenn man sich begrüßt, in England tut man es nicht. Also wurde eine englische Schülergruppe zum Schüleraustausch vorbereitet, daß man sich in Deutschland die Hand gibt. Und die deutsche Gruppe wurde ebenso vorbereitet. Jetzt standen die Schüler gegenüber und die Engländer machten alle so und die Deutschen machten alle so. Das ist so der Weg, den wir gerade gehen.

Teilnehmer: Mir gefällt die Beschreibung, daß es darum geht, ob die Kommunikation und die Sprache situationsadäquat ist oder nicht, ausgesprochen gut. Sprache ist ja ein Mittel zur Verständigung. Mal ein Beispiel aus der Praxis: Gestern früh, in der Hermsdorfer Grundschule in einer Klasse, in der grade ziemlich viel durcheinander geht. Man versucht es jetzt mit Regeln. Eine lautet: am Stundenbeginn sollen die Schulmaterialien draußen liegen. Gestern früh klappte es wieder nicht. Die Kollegin sagt: Ich versteh gar nicht! Wir haben doch drüber gesprochen, warum macht ihr das denn nicht? So geht es zwei, drei Minuten. Sie drückt Empörung aus. Sie drückt Enttäuschung aus. Ist alles verständlich. Aber in meinen Augen nicht situationsadäquat. Die Kinder machen nicht, was sie machen sollen. In meinen Augen wäre adäquat: Leg es weg, steck es in die Tasche, mach dies oder das. Klare Anweisung aus der leitenden Rolle heraus. Statt dessen Empörung und Entsetzen. Eine Ansage, was die Kinder machen sollen, kam nicht. Das Situationsadäquate fehlte. Zur Einschätzung dieses Falles die Kategorien Frauen/Männer zu benutzen, finde ich nicht so hilfreich. Hilfreich finde ich die Frage: Was paßt in welcher Situation?

(bearbeitet von Peter Godbersen)

András Wienands

Konflikt als Chance. Eine systemische Perspektive auf den ‚Kampf der Geschlechter‘

Kontext. Dieses Wort ist ebenso viel- und nichtssagend wie das Wörtchen systemisch. Kontext kann alles sein. Die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft. Kontext kann sich beziehen auf meine Geschichte, auf die Geschichte meiner Eltern, meine Familiengeschichte, meine Beziehung zu meiner Frau, der Beziehung zu meinen Eltern heute, meinen Kolleginnen und Kollegen. Ich kann aber auch an meine Zukunft denken, meine Visionen, meine Hoffnungen und Ängste. Also, was meine ich, wenn ich sage, daß die Systemische Psychosomatik kontextorientiert ist.

Für mich geht es in allen Begriffen und deren Verwendung um eine stimmige Balance zwischen den verschiedenen Wirklichkeiten, die ein Begriff transportiert. Das Wort Kontext nur zur Beschreibung der aktuellen Beziehungskonstellationen zu verwenden, finde ich ebenso verkürzt, wie eine einseitige Verwendung im Sinne von Kontext als Geschichte des Klienten, der Kontext, aus dem jemand kommt. Ich fände es jedoch ebenso tragisch, wenn die Vision der zukünftigen Beziehungskontexte, innerhalb derer ich mein Leben gestalten möchte, außer Acht gelassen würde.

Wenn ich also sage, die systemische Psychosomatik ist kontextorientiert, dann meine ich damit, daß ich bemüht bin, eine stimmige Balance zu finden für die Aufmerksamkeit, die wir der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft einer Person widmen. Einen Menschen ohne Geschichte zu begreifen, ihn nicht immer auch als einen Gewordenen zu sehen, als Jemanden, der sich aus seinen Kinderschuhen heraus zu demjenigen entwickelt hat, der er heute ist, halte ich für zu kurz gegriffen. Natürlich ist es sinnvoll, die Möglichkeiten des Umlernens im Hier und Jetzt zu betonen, aber eben nur solange ich dabei eine stimmige Balance zur Entwicklungsgeschichte des Individuums und seinen Visionen beibehalte.

Individuum oder System?

Systeme gestalten Individuen und Individuen gestalten Systeme. Die systemische Therapie und Beratung hat für sich den Zugang zu den Problemstellungen und Konflikten des Menschen über dessen Beziehungen gewählt. Systeme gestalten Individuen und Individuen gestalten Systeme. Innerhalb der moderneren Ansätze wird noch einen Schritt weiter gegangen, indem davon ausgegangen wird, daß nicht Systeme Probleme generieren, sondern daß reden über Probleme Systeme generiert. Das bedeutet, daß diejenigen Personen, die im Moment über ein Problem reden, das System bilden, welches die Möglichkeit hat, das sogenannte ‚Problem‘ – sprechen wir hier besser von Entwicklungsaufgaben – aufrecht zu erhalten oder zu verändern.

Das ist ein wunderschöner Gedanke, da davon ausgegangen wird, daß sich die Entwicklungsaufgaben eines Menschen innerhalb der verschiedensten Kontexte inszenieren können. Und das wäre eine neue Sicht. Plötzlich haben wir wieder ein Individuum, plötzlich haben wir wieder eine individuelle Persönlichkeit, die ihre Entwicklungsaufgaben gerade an Ort und Stelle inszeniert, meist unbewußt. Das bedeutet also, ohne daß irgend jemand um seine Mei

nung gefragt würde im Sinne von: ‚Entschuldigen Sie bitte, aber wäre es Ihnen Recht, wenn ich mit Ihnen meine Entwicklungsaufgaben inszeniere?‘, wird inszeniert, wird als Bühne genutzt, was gerade so vorbei kommt. Unschuldige, ungefragte Ehemänner und Ehefrauen, Kinder, Kollegen und Freunde müssen irgendeine Inszenierung aufführen, obwohl sie vielleicht gar keine Lust dazu haben. Man hat sie ja noch nicht einmal gefragt: ‚Du ich habe da ein spannendes Stück in der Kiste. Ich bin Autor, Dramaturg und Regisseur, Schauspieler bin ich und du. Na, hast du Lust?‘

Nun ist es aber so, daß jeder sein Drehbuch mit sich rumschleppt. In der Regel stößt dann mein Drehbuch auf dein Drehbuch. Das ergibt dann ein drittes Drehbuch, ein ganz neues, welches sich aus meinem und deinem Drehbuch zusammensetzt. Insofern haben wir also drei Größen, drei Autoren. Mich, dich und die Synergie unserer Beziehung. Der Begriff der Synergie meint für mich an dieser Stelle so viel wie die nicht zu steuernden positiven Effekte, die beim Aufeinandertreffen zweier Geschichten entstehen. Von positiven Effekten möchte ich sprechen, da allen lebenden Systemen der Impuls zu Wachstum und Entwicklung inne wohnt, da alle lebende Systeme ganz werden wollen, sich entwickeln wollen.

Lassen wir demnach meine Geschichte oder in meiner Sprache, meine Entwicklungsaufgaben und deine Geschichte, deine Entwicklungsaufgaben, sich zu einer gemeinsamen Geschichte und gemeinsamen Entwicklungsaufgaben vereinigen, erhalten wir eine in der Regel sehr spannende, vielleicht sollte man besser sagen: spannungsgeladene dritte Geschichte. Unser gemeinsames Drehbuch. Man könnte auch sagen, wir erhalten dann einen sehr spannenden Kontext, mit vielen dazugehörenden Abenteuern. Der Unterschied ist wahrscheinlich der, daß wir den Geschichten im Theater und Kino gerne beiwohnen. Inszenieren sich diese Themen in unserer gemeinsamen Beziehungsgeschichte, innerhalb der Ehe, der Freundschaft oder der kollegialen Beziehung, den Beziehungen zu unseren Kindern, Eltern und Großeltern, finden wir das nicht mehr lustig, geschweige denn spannend.

Also, was ist gemeint mit dem Wörtchen Kontext, der Orientierung der systemischen Psychosomatik am Kontext? Für mich ließe sich das Wort Kontext am ehesten mit Balance übersetzen, einer stimmigen Balance in der Fokussierung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und einer stimmigen Balance in der Fokussierung meiner, deiner und unserer ‚neuen‘, gemeinsamen Geschichte. An dieser Stelle wird deutlich, wie wertvoll sich tiefenpsychologisch-analytische, humanistische, behaviourale und systemische Ansätze der Psychotherapie ergänzen können. Die Orientierung an der Geschichte, der Entwicklungsgeschichte und vor allem der Kindheit eines Menschen, die Betonung dessen, was hier und jetzt zwischen dir und mir geschieht und die Frage nach den Zielen und Visionen eines Menschen gehen hier eine kreative und ressourcenreiche Ehe ein.

Wenn wir Kontext als Balance zwischen einer Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsorientierung, sowie als Balance zwischen Individuum und System begreifen, dann entsteht die Frage nach dem Individuum neu. Die systemische Therapie und Beratung hat für sich als Quelle der Veränderung die Beziehungsgestaltung im ‚hier und jetzt‘ gewählt. Aus dem Wissen heraus, daß über die Beziehungsgestaltung immer wieder Chancen zur Krise resultieren, die weitere Entwicklung ermöglichen. Die Möglichkeit, Veränderung und Entwicklung über den Weg des individuellen Zugangs anzuregen, so wie dies die analytischen, behaviouralen und humanistischen Psychotherapieverfahren versuchen, wurde dabei weniger betont.

Fremdgehen. Fluch oder Segen?

Nehmen wir an, der Konflikt zweier Personen besteht darin, daß einer von beiden immer wieder fremd geht. Ich wähle das Thema des Fremdgehens als eine der verletzendsten Formen, sich auf unbewußtem Wege zu sagen: Wir müssen etwas ändern! Sie können das Fremdgehen jedoch durch beliebige andere Konflikte oder Verletzungen, die wir uns innerhalb von Beziehungen zufügen, ersetzen. Versuchen wir, dieses Beispiel einmal in die zuvor geschilderten Gedanken einzuordnen. Was würde es bedeuten, das Geschehen in seinen Auswirkungen in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichermaßen einzuordnen? Als erstes müßten wir dann fragen: wessen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? In Anlehnung an mein Verständnis von Kontext, in die von ihm und ihr, oder ihm und ihm, oder ihr und ihr, und die der dritten Person im Bunde, der gemeinsamen Beziehung.

- Ich müßte mich demnach fragen, für wen in seiner Familie geht einer der Partner fremd? Mit wem innerhalb der eigenen Familie konfrontiert dies den Anderen?
- Anhand welcher Beziehungsbeiträge schickt der Andere Denjenigen, der fremd geht, unbewußt zum Fremdgehen? Und inwiefern ist dies ein unbewußter Versuch Desjenigen, der fremd geht, einen Leibwächter für die gemeinsame Entwicklung in die Beziehung zu holen?
- Welche Vision von Beziehung verbindet Derjenige, der fremd geht, mit dem Fremdgehen und welche Angst vor der Zukunft entwickelt Derjenige, der den anderen unbewußter Weise weg geschickt hat?
- Welche Auswirkungen haben diese Antworten auf das gemeinsame Baby Beziehung?

Widmen wir uns Schritt für Schritt jeweils einer Frage.

Für wen in seiner Familie geht einer der Partner fremd? Mit der Liebe der Kinderseele

Für wen in seiner Familie geht einer der Partner fremd? Hier ordnen wir das Geschehen also in die Vergangenheit, in die Familiengeschichte des Individuums ein. Zuerst einmal ist festzustellen, daß niemand eine Antwort auf diese Frage geben kann, außer der Person selbst. Um diese erste Frage zu beantworten, für wen in seiner Familie einer der Partner fremd geht – sofern wir uns auf diese systemische Perspektive einlassen wollen – müssen wir dem Klienten einen Erfahrungsraum anbieten, einen emotionalen Suchraum, der ihm die notwendige Ruhe, Zeit, Langsamkeit und Sanftheit zur Verfügung stellt, die er für eine Antwort aus seinem Erfahrungsraum heraus braucht. Auch hier gilt es, eine Balance zwischen Einsicht, Handlung und emotionalem Suchprozeß zu finden. Darauf möchte ich jedoch an anderer Stelle näher eingehen (siehe Erfahrungsorientierung).

Bedeutsam für mich ist zu wissen, daß nur einer die gestellten Fragen beantworten kann: der Klient selbst. Also keine Deutungen, keine pathologisierenden Beschreibungen, kein objektives Außen. Immer wieder muß ich meine Aufmerksamkeit auf den Prozeß selbst lenken, auf die Frage, wie ich den Klienten in seiner eigenen Suchbewegung unterstützen kann, die Wege, vor allem auch die Irrwege zu gehen, die er auf seiner Suche gehen möchte, ja, gehen muß. Diesen Selbstbewegungen zu folgen, kann, insbesondere wenn wir die körperlichen Selbstbewegungen des Klienten einbeziehen, zu lösenden Bewegungen führen, die Antwort darauf geben können, für wen der Klient in seiner Familie fremd geht.

Es gilt also noch einmal deutlich zu sagen: auch wenn wir uns hier diese Fragen stellen, Rat und Deutungen sind im psychotherapeutischen Prozeß schlicht und ergreifend eine Frechheit. Durch Rat wird der Klient zum Hilflosen gemacht, der den starken Vater, die starke Mutter, den Berater braucht um weiter zu kommen. Der Klient braucht jedoch lediglich den Kontakt zu seinen eigenen Ressourcen, um auf diesem Wege eigenständig Antworten und Lösungen für seine Fragestellungen finden zu können.

Also lasse ich meine Phantasien spielen. In dem Fremdgehen könnte zum Beispiel eine unendliche Liebe der kleinen Tochter zum früh gestorbenen Vater, zur früh gestorbenen Mutter liegen, des kleinen Jungen zum liebevollen, liebenden Vater, zur liebevollen, liebenden Mutter, des Jugendlichen im Klienten zu seiner geliebten oder auch gehaßten Schwester. Die Sehnsucht in der Familie kann jedem gelten, nie erlebten leiblichen Eltern, den sozialen Eltern, Geschwistern aber auch Großvätern und Großmüttern.

Man könnte also sagen, derjenige, der fremd geht, liebt sich seiner Familie, seiner Mutter, seinem Vater entgegen. Hierbei ist keineswegs klar, daß die Sehnsucht zum Mann dem Vater gilt, die Sehnsucht zur Frau der Mutter gilt. Ich kann ebenso gut in meiner Liebe zu einer Frau die Liebe meines Vaters suchen, wie ich in der Liebe zu einem Mann die Liebe meiner Mutter suchen kann, um gerade auf diesem Wege um so schmerzvollere Erfahrungen zu machen.

Die Frage ließe sich noch in eine andere Richtung verstehen. Für wen, also stellvertretend für wen, geht jemand fremd? Es kann sein, daß derjenige, der fremd geht, innerhalb seiner Familie, ob durch ein Familienmitglied oder das Familienklima, etwas darüber gelernt hat, was fehlt. Da Kinder ein unendlich feines Gespür dafür haben, was Vater oder Mutter fehlt, werden sie versuchen, dieses Fehlende ‚herzustellen‘. Als Erwachsene tun sie dies immer noch, in der Regel auf unbewußte Weise. Wenn ich also frage, für wen derjenige fremd geht, dann würde hier die Suche in die Richtung gehen: Welche Bedürfnisse von Vater oder Mutter, welche Sehnsüchte von Bruder oder Schwester, welche Hoffnungen von Oma oder Opa werden hier erfüllt? Stellvertretend für die Personen und deren Beziehungen wird dann fremd gegangen in dem unbewußten Wunsch der Kinderseele, dadurch wieder gut zu machen, und auf diesem Wege das Fehlende innerhalb der eigenen Familie nachträglich ‚einbringen‘ zu können.

Nichts ist für den Menschen bedrohlicher als lebendig begraben zu sein, sich innerhalb seiner Beziehungen als lebender Toter zu erleben. Als Kinder lernen wir viel über die Ängste von Vater und Mutter. Als Erwachsene haben wir dieses Kinderherz immer noch und versuchen, aus Liebe zu Vater oder Mutter, jene Sehnsüchte zu erfüllen, auch indem wir fremd gehen, um dadurch dem Vater eine Lebendigkeit zu schenken, die er sich nie erlaubt hat, wegen der er vielleicht sogar viel zu früh gestorben ist, der Mutter eine (Lebens-)Lust zu schenken, die sie sich nie gönnen könnte, vielleicht aus einem verzweifelten Schmerz, einer verzweifelten Wut der eigenen Mutter gegenüber, dem Vater zu zeigen, daß man ihm in seinem Herzen, seiner Kinderseele immer noch treu ist, daß kein anderer Mann, keine andere Frau ihn ‚wirklich‘ binden kann. Der Möglichkeiten gibt es hier viele und es liegt nicht am Psychotherapeuten, Antworten auf diese Fragen zu finden. Es ist, sofern dies der Klient wünscht, Aufgabe des Klienten. Als Psychotherapeut unterstütze ich meinen Klienten lediglich in seinem Prozeß der Suche.

Mit wem innerhalb der eigenen Familie konfrontiert dies den Anderen? Expeditionen in das Familienunbewußte

Bleiben wir bei dem Gedanken, daß ein stimmiges therapeutisches Geschehen die Konflikte des Klienten in den Kontext der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Klienten und seiner Beziehungspartner einordnet. Bisher haben wir die erste Frage zu beantworten versucht: Für wen in seiner eigenen Familie geht einer der Partner fremd?

Gehen wir einen Schritt weiter und fragen uns: Mit wem innerhalb der eigenen Familie konfrontiert dies den Anderen? In dieser Frage liegt eine Suchbewegung, Sie könnten auch sagen, eine Expedition in die Psyche des Partners, der betrogen wird. Wenn ich davon ausgehe, daß der Partner, der betrogen wird, seinen Partner auf unbewußte Weise weggeschickt hat, also längst den Auftrag erteilt hat, einen Dritten in den Bund zu holen, um auf diese Weise mit den eigenen Themen, mit den eigenen, wie ich es genannt habe, Entwicklungsaufgaben, konfrontiert zu werden, dann muß ich mir die Frage stellen: In welche noch nicht abgeschlossenen Auseinandersetzungen mit der eigenen Entwicklungsgeschichte wird der ‚betrogene‘ Partner, man sollte besser vom unbewußt aktiven Partner sprechen, geschickt? Mit welchen abgelehnten Anteilen seiner eigenen Person konfrontiert ihn das Fremdgehen? Mit welchen Anteilen seiner selbst und seiner prägenden Bezugspersonen wird er durch diesen fremden Partner konfrontiert? Der gelebten oder ungelebten Lebenslust seiner Mutter oder seiner selbst, der gelebten oder ungelebten Leidenschaft seines Vaters oder seiner selbst, der gelebten oder ungelebten Zärtlichkeit seiner Schwester oder seiner selbst? Der gelebten oder ungelebten Aggressivität seines Bruders oder seiner selbst?

Ich frage nach den gelebten oder ungelebten Anteilen, weil sowohl die Verachtung der gelebten Anteile, wie die Unterdrückung der nicht gelebten Anteile gleichermaßen den unbewußten Wunsch erzeugen kann, diese zu integrieren. Ob ich also die gelebte Lebenslust der Mutter als kleiner Junge, als kleines Mädchen, stillschweigend verachtet habe, oder ob ich unter der unterdrückten und nicht gelebten Lebenslust des Vaters gelitten habe, ist unerheblich. Ob ich heute diese Lebenslust lebe, um sie meinem Vater, meiner Mutter zu schenken oder ob ich sie heute bekämpfe, um meinen Eltern zu zeigen, wie es besser geht, ist ebenfalls unbedeutend. Entscheidend bleibt der unbewußte Umgang mit der, bleiben wir mal bei dem Beispiel, Lebenslust. Versuche ich mich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln gegen die Lebendigkeit des Lebens zu sichern, hole ich mir ‚das Leben‘ eben auf unbewußten Wegen herein, z.B. indem ich meinen Partner unbewußter Weise dazu einlade fremdzugehen.

Ich frage auch immer nach den gelebten oder ungelebten Anteilen seiner Schwester, Mutter, Vater, etc. oder seiner selbst, da auch dies gleichbedeutend ist. Lehne ich jene Seiten in meinem Vater ab, lehne ich sie auch in mir ab und umgekehrt.

Das Fremdgehen des anderen konfrontiert also immer auch mit den eigenen Themen innerhalb der eigenen Familie. Es bleibt festzuhalten, daß der betrogene Partner längst seinen Glauben an seine Männlichkeit, seine Weiblichkeit verloren hat, bevor der andere fremdgeht. Er holt sich nur die Verletzung seiner Wunde ab, mit der Chance, diese dadurch wahrzunehmen. Mit der Chance, dadurch einen liebevolleren Umgang mit seiner wunden Stelle, hier seiner Männlich- oder Weiblichkeit, zu finden.

Mit diesen beiden Fragen haben wir den vorgebrachten Konflikt in die Vergangenheit von beiden Partnern eingeordnet, dem fremd gehenden und dem betrogenen.

Was du haßt, das hast du

Gehen wir noch eine Frage weiter und ordnen den Konflikt in die Gegenwart von ihm und ihr ein: Anhand welcher Beziehungsbeiträge schickt der Andere Denjenigen, der fremd geht, unbewußt zum Fremdgehen? Mit dieser Frage wenden wir uns dem Hier und Jetzt der Beziehung zu, der Frage danach, was die beiden im Moment miteinander machen. Wie reden, gehen, stehen, streiten, lachen, freuen, weinen, schreien, wüten, schluchzen, kämpfen, ringen, toben, freuen, spielen, brauchen, halten, verwöhnen, lieben sich, etc. die beiden eigentlich im Hier und Jetzt, jetzt gerade in diesem Augenblick, in welchem sie beim Therapeuten sitzen und versuchen, ihren Konflikt zu lösen? Wie gestalten die beiden ihre Lebendigkeit, jetzt und hier, in diesem Augenblick? Auch diese Frage, wie alle bisherigen, kann kein objektives Außen beantworten, können immer nur die Klienten beantworten. Als Therapeut helfe ich lediglich in der Richtung der Suchbewegung, die Antworten müssen die Klienten selbst finden.

Was machen die beiden miteinander? Erst wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf das lenken, was wir im Moment miteinander machen, wird es uns möglich, an der Art und Weise, wie wir das machen, etwas zu ändern. Also lautet die Frage: Anhand welcher Beziehungsbeiträge schicke ich dich unbewußt zum Fremdgehen? Oder einfacher gefragt: Wodurch fühlst du dich weggeschickt? Durch meine Art, dir zuzuhören oder dir nicht zuzuhören, dich zu berühren, dir in die Augen zu schauen, mit dir zu schlafen, durch die Art und Weise wie ich rede, stehe, gehe oder mit meinen Freunden umgehe, durch meine Dominanz oder meine Kraftlosigkeit, die Art und Weise, wie ich mit dir streite oder nicht streite, etc.?

Ganz egal, was genannt wird, hier gilt immer: was du haßt, das hast du. Das bedeutet, das, was ich am anderen so entschieden ablehne, ist eine Seite meiner eigenen Person, die ich nicht ausstehen kann, die ich schon bei meinem Vater oder meiner Mutter oder sonst wem meiner prägenden Bezugspersonen, nicht ausstehen konnte. Um wachsen zu können muß ich mit dieser Seite, mit diesen ungeliebten Seiten konfrontiert werden. Gelingt es uns beiden nicht, dies täglich immer wieder in einer alltagsverträglichen Form zu tun, wird sich unser Beziehungsunbewußtes andere Wege ausdenken, in der Regel schmerzvollere.

Wenn ich dir sagen kann, wie sehr ich dich hasse, dann weißt du, wie sehr ich dich liebe

Wenn du mir zeigen kannst, wie sehr du mich haßt, dann weiß ich, wie sehr du mich liebst. Das ist ein Geheimnis. Ich glaube, meine Partnerin, meinen Partner schonen zu müssen, meinen Haß verstecken zu müssen um ihr, um ihm, nicht weh zu tun. In Wirklichkeit zeigt die Intensität meiner Wut die Intensität meiner Liebe. Nur der Partner, den ich wirklich liebe, kann mich so verletzen, daß ich ihn hassen kann. Einfach weil sie, weil er, mich abhängig macht, weil ich mich verletzbar und angreifbar fühle, weil ich merke, wie verwundbar ich bin, wieviel Sehnsucht nach Zärtlichkeit, Nähe, Spiel, Kampf, Wut und Liebe ich habe, wieviel Sehnsucht ich nach Beziehung, nach bezogen sein, nach einem Gegenüber habe. Weil sie, weil er mir zeigt, wie sehr ich den anderen, wie sehr ich Andere brauche. Zeige ich meine Wut, zeige ich mein Verletztsein, meine Verwundbarkeit, dann zeige ich, wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich dich brauche. Wenn ich dir sagen kann, wie sehr ich dich hasse, mache ich dich stark, weil du dann weißt, wie sehr ich dich liebe. Verstecke ich meine Wut, verstecke ich meine Liebe. Letztendlich aus Angst, mich so verletzbar, so abhängig von dir zu zeigen. Aber das ist ein tieferes Geheimnis von Beziehung: in meinem Haß liegt meine Liebe für dich.

Beziehung ist eigentlich etwas ganz Einfaches. Die Frau schenkt dem Mann die edleren, vor allem aber auch die unedleren, man könnte auch sagen Schattenseiten des Weiblichen, damit sich der Mann von der Mutter lösen kann, und der Mann schenkt der Frau die edleren, vor allem aber auch die Schattenseiten des Männlichen, damit sich die Frau vom Vater lösen kann. Alle laufen wir einem Bild von Mann, einem Bild von Frau, hinterher, das frei sein soll von den Schattenseiten des Männlichen und Weiblichen. Wie sähe denn so eine von den niederen Instinkten, den Schattenseiten befreite Welt aus? Sie wäre entsetzlich langweilig. Händchen haltende Paare, die sich höflich und respektvoll miteinander unterhalten und auf eine Art und Weise miteinander schlafen, daß sie dabei einschlafen.

Bleiben wir bei der Sexualität. Was ist denn so magisch an ihr? Eben gerade die Möglichkeit, mit den machtvollen Impulsen meiner selbst und des anderen in Kontakt zu kommen, gerade die Möglichkeit, in symbolischer Form gemeinsam das Reich des Bösen und der dunklen Kräfte zu betreten. Sexualität ist in symbolischer Form immer auch Machtspiel zwischen weiblich und männlich; natürlich wird mit anderen Mitteln gekämpft, dennoch, es geht immer auch um die Macht des eigenen und des anderen Geschlechtes. Gerade das macht Sexualität so reizvoll. Je mehr ich mein Bedürfnis nach einem machtvollen Anderen ins Reich des Unbewußten verdamme, um so mehr Kraft kann es in destruktiver Weise auf mich ausüben. Um so weniger kann ich einen bewußten, lebendigen, vielleicht sogar humorvollen Umgang damit finden.

Dieses Bedürfnis zu verleugnen kann nicht gut ausgehen. Es geht eher darum, diese Seiten in meine Beziehung einzuladen, in Form von einem bewußten und daher um so weniger destruktiven Spiel mit der Macht. Natürlich, Sexualität kann alles sein, leicht, verspielt, humorvoll, zärtlich, verschmust, ausgelassen. Entscheidend bleibt jedoch, wo Sexualität verniedlicht wird, um das leidenschaftliche Machtspiel der Geschlechter zu entschärfen, verliert sie ihre Spannung. Sexualität ist Konflikt und ohne Konflikt keine Sexualität. Versuchen Sie mal miteinander zu kämpfen, anstatt miteinander zu schlafen. Ich meine raufen so wie früher, wie Sie das als Kind auch gemacht haben. Vielleicht werden Sie schneller und leidenschaftlicher miteinander schlafen, als ihnen lieb ist.

Im Konflikt schenkt der Mann der Frau die Entheiligung des Vaters, schenkt die Frau dem Mann die Entheiligung der Mutter. Nicht alle Frauen sind so lieb, so unterstützend, so voller Hingabe und Verehrung wie Mama, nicht alle Männer sind so stark, so groß, so liebevoll und sanft wie Papa. Wird der Konflikt vermieden, der alltägliche Konflikt zwischen dir und mir, bleiben wir in einer kindlichen Wut und in einer kindlichen Sehnsucht nach dem heiligen Vater, der heiligen Mutter gefangen, die der Partnerschaft gefährlich werden kann.

Wenn ich mich frage, was ich tue, um meine Partnerin, meinen Partner zum Fremdgehen zu schicken, muß ich mich fragen, welche Seiten meiner Selbst ich so entschieden ablehne, daß ich meine Partnerin, meinen Partner unbewußt dazu einlade, diese Seite in unsere Beziehung zu holen. An welchen Stellen habe ich in unserem Beziehungsalltag Konfliktchancen ungenutzt gelassen, aus Angst mich oder dich zu verletzen, zu klein zu werden, mich zu verlieren, mißbraucht zu werden, beschämt zu werden, etc. und so mit meinen Beziehungsverhalten meinen Partner, meine Partnerin dazu eingeladen, den Konflikt von außen in die Beziehung zu holen.

Inwiefern ist dies ein unbewußter Versuch desjenigen, der fremd geht, einen Leibwächter für die gemeinsame Entwicklung in die Beziehung zu holen?

Aua, Papa, du tust mir weh!

Auch der Partner, der das ‚Symptom‘ produziert, um einmal auf eine allgemeinere Form zu erweitern, sehnt sich danach zu wachsen, d.h. er möchte ganz werden und jene Seiten seiner Person integrieren, die bisher als die ungeliebten Seiten im Konfliktgeschehen des Alltags nicht lebendig werden durften. Jene Schattenseiten sind letztendlich, werden sie an den Verhandlungstisch geholt, Lebensenergie, Kreativität, Kraft und Lebendigkeit. Erst wenn sie vom Verhandlungstisch ausgesperrt werden, beginnen sie, in unbewußter Form destruktiv zu werden. Holen wir diese Seiten in die ‚Konferenzen unserer inneren Familie‘, in die Konferenzen unserer Persönlichkeitsanteile, d.h. an den Familientisch, dann können Auseinandersetzungen entstehen, die uns beide immer wieder lebendig werden lassen, die uns beiden immer wieder die Chance geben, etwas über unsere gemeinsamen und individuellen blinden Flecken zu lernen. ‚Blind‘, weil wir andere brauchen, um über diese etwas zu lernen. Erst wenn ich durch meinen blinden Fleck einem Gegenüber weh getan habe, und erst wenn mein Gegenüber ‚aua‘ sagt, kann ich verstehen, wie ich nicht nur meinem Gegenüber, sondern insbesondere auch mir selbst weh tue.

Beziehung bedeutet demnach auch, sich weh zu tun und immer wieder, immer und immer wieder ‚aua‘ zu sagen und das ziemlich kraftvoll. Erst wenn wir lernen, in konstruktiver Form ‚aua‘ zu sagen, wird es uns möglich, im Beziehungsalltag lebendig zu bleiben. Was heißt konstruktiv? Mit konstruktiv meine ich eine Art und Weise der Mitteilung, die weder Angriff noch Rückzug in destruktiver Form zuläßt. Mit konstruktiv meine ich ein Im-Konflikt-Bleiben, ein Im-Konflikt-Lebendig-Bleiben, ohne zu vernichten oder weg zu laufen.

Aber warum ist es so schwer, im alltäglichen Beziehungsleben die Lebendigkeit zu erhalten, die benötigt wird, um immer und immer wieder in den Konflikt gehen zu können? Warum ist es so schwer, nicht die konfliktlosen Zeiten zum Normalzustand der Partnerschaft zu machen, sondern den mit Freude, Lust, Kraft und Lebendigkeit gelebten Konflikt? Es ist so schwer, weil im Verbalisieren dessen, was mich verletzt, immer wieder auch der Mut zur eigenen Kinderseele enthalten ist. Und meine Kinderseele funktioniert nicht so, wie sich das die erwachsene Seite in mir wünscht.

Sie ist traurig, obwohl ich gerade überhaupt keine Lust habe, traurig zu sein. Sie ist beleidigt, obwohl ich mir denke, mein Gott, ist das peinlich, jetzt beleidigt zu sein. Sie ist sehnsüchtig, einsam und verlassen, obwohl ich mir denke, das kann doch wohl nicht wahr sein, daß du jetzt solche Gefühle hast. Und sie ist eifersüchtig, sie will besitzen, sie will immer gehört werden, spielen nach Lust und Laune, sie will frei sein, bestimmen, manchmal auch beherrschen oder zerstören; eine Kinderseele eben, in all ihrer Unschuld und Naivität.

Diese Gefühle im täglichen Leben meiner Partnerschaft immer wieder zu bejahen, fällt so schwer, weil wir eingestehen müssen, daß wir nicht so erwachsen, vernünftig und kontrolliert sind, wie wir das gerne wären. Je mehr ich nach außen hin fest- und zurückhalte, um so mehr werde ich von meiner Umwelt mit eben jenen ungeliebten Seiten meiner Kinderseele konfrontiert. Insofern bedeutet der Mut zur eigenen Kinderseele, d.h. zur eigenen Irrationalität der Bedürfnisse, Impulse und Gefühle, immer auch der Mut zur eigenen Verletzlichkeit und, und das ist noch viel entscheidender, zur eigenen Lebendigkeit.

Wenden wir uns der Frage zu, wie das Geschehen in den aktuellen Beziehungskontext eingeordnet werden kann, in die Frage: Was tun die beiden hier und jetzt miteinander? Warum benötigen sie einen Leibwächter in Form von ‚Symptomen‘? Was passiert denn, wenn einer

fremd geht? Es tut dem anderen meist sehr weh, vielleicht sogar auch demjenigen, der fremd gegangen ist. Was sagen dann beide? Beide sagen: ‚aua‘, du tust mir weh! Verlassen wir noch einmal das Hier und Jetzt und fragen uns, zu wem sie dieses ‚aua‘ denn noch sagen? Meine Vermutung ist: ‚aua‘ Mama, du tust mir weh, und: ‚aua‘ Papa, das verletzt mich. Es tut mir weh, wenn du *auf diesem Weg* jene Seiten in unsere Beziehung holst, die ich an dem Bild eines beschützenden Vaters, die ich an dem Bild einer liebevollen Mutter, so entschieden ablehne.

Ich will nichts wissen davon, daß Papa genauso langweilig, dumm, primitiv, unsensibel, schwach, etc., wie alle Männer war. Wenn Papa so war, dann will ich nicht glauben, daß es nicht irgendwo auf dieser Welt einen ‚besseren‘ Mann gibt. Ich will nicht wissen, daß Mama genauso menschlich war wie alle Frauen, daß es auch in ihrem Reich des Unbewußten die Themen Macht, Mord und Sexualität gab. Weil ich es so entschieden nicht wissen will, weil ich mich so entschieden dagegen wehre, weil ich so entschieden an der Sehnsucht meiner Kinderseele festhalte, werde ich um so entschiedener verletzt. Solange, bis ich diese sogenannten ‚niedereren‘ Seiten oder auch Schattenseiten zum Bestandteil meiner Persönlichkeit, meines Lebens, meiner Kraft und Lebendigkeit werden lasse; ‚nieder‘ nur deshalb, weil sie nicht dem Bild eines guten Vaters, einer guten Mutter und meiner selbst entsprechen.

Welche Vision von Beziehung verbindet derjenige, der fremd geht, mit dem Fremdgehen und welche Angst vor der Zukunft entwickelt derjenige, der den anderen unbewußter Weise weg geschickt hat?

Ein Tag ohne Streit ist ein verlorener Tag

Versuchen wir, das Geschehen neben der Vergangenheit und Gegenwart in seine und ihre Zukunft mit der Frage einzuordnen: welche Vision von Beziehung verbindet derjenige, der fremd geht, mit dem Fremdgehen und welche Angst vor der Zukunft entwickelt derjenige, der den anderen unbewußter Weise weg geschickt hat? Derjenige, der aus der Beziehung tendiert, hofft in der neuen Beziehung all das zu sein und zu werden, was er in der alten Beziehung nicht sein konnte. Er hofft, all das zu bekommen und im neuen Partner zu finden, was der alte Partner nicht war. Der neue Partner wird so zu einer Vision, wie ich mich in Zukunft gerne fühlen möchte und was ich in Zukunft in meinem neuen Partner finden möchte. All die Lebendigkeit, Ruhe, Diskussionsbereitschaft, Zärtlichkeit, Kraft, Wärme, Geborgenheit, Freiheit, eben all das, was ich auf körperlicher, geistiger und seelischer Ebene bisher nicht leben konnte und nicht bekommen habe.

Der neue Partner wird so zum Symbol für all die ersehnten Eigenschaften, die mir bei mir selbst, und die mir bei meinem alten Partner fehlen. Der neue Partner wird also zum Symbol für die Seiten des guten Vaters und meiner selbst, für die Seiten der guten Mutter und meiner selbst, im Kontrast zu den niederen Seiten im alten Partner und meiner selbst. Man kann sich das Verliebtsein ein bißchen wie Rinderwahn vorstellen, die Hormone spielen verrückt, die Gefühle tun es auch. Nichts ist schöner. Solange wir jedoch glauben, gesunde Beziehungen hätten etwas mit kontinuierlichem Verliebtseins zu tun, gehen wir unseren Illusionen ordentlich auf den Leim. Eine gesunde Beziehung zeichnet sich viel mehr durch die Fähigkeit beider Partner aus, im Konflikt Lebendigkeit, Kraft und Energie, d.h. Lebensenergie zu finden. Liebe führt unweigerlich in den Konflikt, da wir in Beziehung gehen, um uns zu verletzen, um uns unserer Wunden bewußt zu werden und um daran zu wachsen. Ohne Konflikt

keine Liebe. Ein Tag ohne Streit ist daher ein verlorener Tag, für meine Entwicklung, für deine Entwicklung, für unsere gemeinsame Entwicklung, für unser Lebendigsein als Paar.

Welche Angst vor der Zukunft entwickelt derjenige, der den anderen unbewußt rausgeschickt hat? Die Angst davor, wieder lebendig werden zu müssen, sich wieder raus zu wagen, sich dem Leben und den Menschen wieder öffnen zu müssen; vor allem aber sich den abgelehnten Seiten der eigenen Person, des Partners und seiner inneren Familienmitglieder stellen zu müssen. Sei es in Form eines anderen Mannes, einer anderen Frau des Partners, der Partnerin oder in den Ängsten, die damit verbunden sind.

Warum gibt es heutzutage so viele Singles wie nie? Weil wir eine Gesellschaft sind, die es sich leisten kann, ihren Illusionen hinterherzulaufen. Es ist doch viel schöner, sich immer wieder neu zu verlieben, immer wieder das Gefühl zu haben, die ‚gute‘ Mama, den ‚guten‘ Papa gefunden zu haben, als mit dem ‚bösen‘ Papa, der ‚bösen‘ Mama einen Tanz um die Abgründe des Männlichen und Weiblichen zu tanzen. Aber gerade darin liegt die Chance. Wenn ich das Fremdgehen (ebenso wie jedes andere Symptom, welches innerhalb von Partnerschaften produziert wird) als unbewußten Versuch sehen kann, die Vision von Partnerschaft, die wir zu Beginn unserer Beziehung entwickelt haben, wieder in den Raum zu holen, dann wird aus der Krise eine Chance. Eine Chance für mehr Lebendigkeit, Verspieltheit, Wut, Freude, Lust, Trauer, Schmerz, Zärtlichkeit, Verliebtheit, Haß, Scham, Witz.

Das wären dann die beziehungsgestaltenden Auswirkungen auf das gemeinsame Baby Beziehung. Wenn wir uns durch alltägliche Konfliktvermeidung die unbewußten Wachstumskräfte oder dramatischer formuliert, die Macht des Unbewußten verleugnen, wird das Unbewußte im Sinne des alten Freud zum Ort der ‚niederen‘ menschlichen Impulse wie Gier, Haß, Neid, Macht, Vernichtung, etc. Lernen wir, diesen Impulsen im Alltagsgeschehen angemessen Raum zu geben, um auf diese Weise lebendig zu bleiben, müssen wir nicht länger auf unbewußte Weise Symptome produzieren, die uns zum Wachstum zwingen. Würde man den freudschen Begriff des Unbewußten mit ein bißchen Frechheit umdeuten, so könnte man sagen, daß der alte Freud als einer der Ersten erkannt hat, daß es im Leben ohne ‚Sex, Drugs and Rock n’ Roll‘ eben nicht geht. Was er allerdings nicht ganz verstanden hatte, war, daß ‚Sex, Drugs and Rock n’ Roll‘ nicht nur ‚niedere‘ Impulse des Unbewußten sind, sondern auch sehr viel Spaß machen können.

Indem ich wünsche, liebe ich

Partnerschaft bedeutet in diesem Sinne, sich dem Gegenüber nicht nur in seinem erwachsenen Selbst, sondern insbesondere auch in seiner Kinderseele und seiner Schattenseite zuzumuten. Indem ich die Bedürfnisse meiner Kinderseele, die Bedürfnisse meiner Schattenseite wahrnehme und in unsere Beziehung einbringe, ermögliche ich uns beiden Entwicklung. Das Gegenüber schonen zu wollen bedeutet, nicht nur meine, sondern gleichermaßen die Entwicklung des anderen zu verhindern. Halte ich meine Bedürfnisse zurück, im Glauben meinen Partner schonen zu wollen, nehme ich ihm auch die Möglichkeit, sich in der Rolle des Gebenden zu erleben. Geben macht stark. D.h. ich nehme dem anderen die Möglichkeit, sich stark fühlen zu können, weil ich mich schon so geschwächt erlebe. Sollte mein Partner momentan ganz andere Bedürfnisse haben als ich und nicht in die Rolle des Gebenden gehen wollen, nehme ich uns beiden die Möglichkeit, in den Konflikt zu gehen. In den Konflikt zu

gehen, bringt mich wieder auf meine eigenen Füße, d.h. ich nehme mir die Chance, wieder auf meinen Füßen zu landen.

Partner wollen nicht geschont werden. Nichts ist schöner als eine klare Ansage des Anderen darüber, was er sich momentan wünscht, braucht oder gerne tun möchte. Ob in der Sexualität, der Alltagsgestaltung, der Kommunikation oder allen anderen Bereichen. Auch wenn ich momentan etwas ganz anderes will, spüre ich, daß durch diesen klaren Wunsch meines Partners mein Gefühl, geliebt und gebraucht zu werden, wachsen kann. Brauchen ist lieben. Nicht brauchen ist nicht lieben. Die Eingrenzung, die ich durch die Wünsche meines Partners erfahre, ist eine liebevolle Eingrenzung, eine Eingrenzung aus Liebe. Und Liebe braucht klare Grenzen, auch und insbesondere in Form der Wünsche und Bedürfnisse meines Partners. Aus welchen Beziehungen laufen die Frauen eher davon? Aus der Beziehung zu einem dienenden Mann, der seiner Frau ähnlich liebevoll dient wie seiner Mutter. Aus welchen Beziehungen laufen die Männer eher davon? Aus der Beziehung zu einer dienenden Frau, die ihrem Mann ähnlich liebevoll dient wie ihrem Vater. Warum? Weil sie nach einiger Zeit die Achtung verloren haben, ebenso wie diese Partner die Achtung vor ihren Bedürfnissen verloren haben. Auch hier, lediglich eine Spiegelung.

Habe ich keine Achtung vor den Bedürfnissen meines erwachsenen Selbst, meiner Kinderseele und meiner Schattenseiten wird mein Gegenüber ebenso wenig Achtung vor diesen entwickeln können. Achtung zu haben, heißt konfliktbereit sein. Um der Harmonie willen meine Bedürfnisse zu schlucken bedeutet zu verachten. Nichts ist schöner, als die Bedürfnisse meines Partners, meiner Partnerin erfüllen zu können, in dem Erleben etwas geben zu können. Vielleicht ist das das Geheimnis der Frauen, die sich laufend von ihren Männern auf der bewußten Ebene etwas wünschen. Der Mann darf der Frau hier ‚offiziell‘ dienen und sich dadurch stark fühlen oder er kann sich hier auf einer ‚bewußten‘ Ebene abgrenzen und der Frau wie sich selbst wieder auf die eigenen Füße helfen. Vielleicht ist das das Geheimnis jener Männer, die sich laufend von ihren Frauen auf der bewußten Ebene etwas wünschen. Die Frau darf dem Mann hier auch ‚offiziell‘ dienen und sich dadurch stark fühlen oder sie kann sich hier auf einer ‚bewußten‘ Ebene abgrenzen und dem Mann wie sich selbst wieder auf die eigenen Füße helfen.

Indem ich wünsche, habe ich noch lange nicht das Recht auf die Erfüllung meiner Wünsche gepachtet, aber indem ich wünsche, liebe ich. So egoistisch mein Wünschen an mancher Stelle auch erscheinen mag – vielleicht weil es meiner Kinderseele oder meinem Schatten entspringt – indem ich wünsche, nehme ich mich und dich gleichermaßen ernst, weil ich uns beiden die Möglichkeit gebe, einen bewußten Umgang mit meinen Wünschen zu finden. Wenn auch meine Wünsche unrealistisch sind: indem ich sie einbringe, ermögliche ich uns beiden Entwicklung. Wünschen heißt, sich zu entwickeln. Nur so lerne ich zu entwickeln, was sich im Kontakt mit den Verletzungen meiner Eltern nicht anders gestalten konnte.

Zusammenfassung

Ich möchte im Folgenden versuchen, die wesentlichen Fragestellungen, die wesentlichen Suchrichtungen darzustellen. Ich möchte jedoch zwei Irrtümer vermeiden. Sie müssen sich vorstellen, daß die Richtungen der Suche, welche ich hier in Form verschiedener Fragen aufzeige, nicht innerhalb einer Stunde, im Sinne eines Interviews abgehandelt werden können. Sie sind vielmehr Bestandteil der gesamten psychotherapeutischen Begegnung. Ich möchte

meine Klienten einladen, sich den Antworten zirkulär anzunähern, d.h. in Kreisbewegungen, die sich wiederholen und doch kontinuierlich verändern. Welche Fragen, welcher Suchprozeß nach Antworten und Lösungsmustern für den Klienten bedeutsamer sind als andere, entscheidet mein Klient. Der erste Irrtum wäre also zu glauben, bei den hier aufgezeigten psychotherapeutischen Suchbewegungen handle es sich um kognitiv zu beantwortende Fragen.

Der zweite Irrtum würde darin liegen anzunehmen, ich würde hier vollendete psychotherapeutische Methoden vorlegen. Erstens glaube ich nicht an Methoden; Menschen heilen Menschen, nicht Methoden, zweitens gibt es für mich kein ‚vollendet‘. Jede Frage, jede Suchbewegung, jede Interaktion muß sich zwischen Therapeut und Klient in jedem Augenblick neu gestalten. Geschieht dies nicht, wird Psychotherapie zur Methode, und das schafft mehr Verletzung als alles andere. Ich möchte sie daher dazu einladen, mit mir gemeinsam weiterzuentwickeln, weiter zu denken, kreativ zu gestalten was ich hier begonnen habe. Folgen Sie Ihrem eigenen Reichtum, Ihrer eigenen Kreativität, Ihrer eigenen Sensibilität im Umgang mit Ihren Klienten.

Ich versuche einmal, das Kapitel Kontext zusammenzufassen. Ich ordne ein Geschehen, einen Konflikt, ein Symptom in den Kontext ein von

- Vergangenheit
- Gegenwart
- und Zukunft
- Vergangenheit meint die Entwicklungsgeschichte, die Zeit im Bauch der Mutter, die Zeit als Säugling, die Kindheit, Jugend und das frühe Erwachsenenalter, sowie die gesamte Geschichte bis zum heutigen Tag. Hierbei wird nicht das eine auf Kosten des anderen mehr oder weniger gewichtet. Was für den Klienten bedeutsam ist, entscheidet der Klient.
- Gegenwart meint das ‚Hier und Jetzt‘. Die Art und Weise, wie momentan in Beziehung gegangen wird, welcher Art die momentanen Beziehungsbeiträge sind.
- Zukunft meint Visionen, Hoffnungen, Wünsche und Ängste bezogen auf zukünftige Beziehungsgestaltungen.

Ich spreche hier noch nicht von ‚meiner‘ Kindheit oder ‚meinen‘ Hoffnungen, weil ich weiterhin gleichermaßen nach mir, dir und uns fragen möchte. Ich ordne das Geschehen also innerhalb

- meiner Person
- deiner Person
- und unserer gemeinsamen Beziehung

ein. Dies gilt für Partner, Freunde, Eltern und Kinder, Kollegen, Geschwister, sowie die Beziehung von Therapeut und Klient gleichermaßen.

Anhand welcher Fragestellungen versuche ich, gemeinsam mit meinem Klienten auf die Suche zu gehen?

1. Meine und deine Vergangenheit

Die allgemein formulierten Fragen lauten hier:

- Für wen in seiner Familie entwickelt der Klient das Geschehen, den Konflikt, das Symptom?

Welche Bedürfnisse von Vater oder Mutter, welche Sehnsüchte von Bruder oder Schwester, welche Hoffnungen von Oma oder Opa werden hier erfüllt? Inwiefern ist in dem Beziehungsgeschehen, dem Konflikt, dem Symptom der unbewusste Wunsch enthalten, auf diesem Wege das Fehlende innerhalb der eigenen Familie nachträglich erzeugen zu können?

- Mit wem innerhalb der eigenen Familie konfrontiert dies den oder die Beziehungspartner, d.h. den Partner, Sohn, Vater, Kollegen, Freund?

Mit welchen abgelehnten Anteilen der eigenen Person konfrontiert das Geschehen, der Konflikt, das Symptom? Mit welchen Anteilen seiner selbst und seiner Bezugspersonen (seiner inneren Familienmitglieder) wird der Beziehungspartner konfrontiert? In welche noch nicht abgeschlossenen Auseinandersetzungen mit der eigenen Entwicklungsgeschichte wird der Beziehungspartner geschickt?

2. Deine und meine Gegenwart

- Anhand welcher Beziehungsbeiträge lädt der Beziehungspartner den Klienten dazu ein, sein Beziehungsverhalten, den Konflikt, das Symptom zu erzeugen?

Wie reden, gehen, stehen, streiten, lachen, freuen, weinen, schreien, wüten, schluchzen, kämpfen, ringen, toben, spielen, brauchen, halten, verwöhnen, lieben sich, etc. die Beziehungspartner im Hier und Jetzt? Wie gestalten die beiden ihre Lebendigkeit, jetzt und hier, in diesem Augenblick, in welchem sie beim Therapeuten sitzen und versuchen, ihren Konflikt zu lösen?

- Inwiefern ist dies ein unbewusster Versuch des Klienten, einen Leibwächter für die gemeinsame Entwicklung in die Beziehung zu holen?

Welche ungeliebten Seiten können im Konfliktgeschehen des Alltags nicht lebendig werden? Wie könnte ein mit Freude, Lust, Kraft und Lebendigkeit gelebter Konflikt aussehen? Wie könnte der Mut zur eigenen Verletzlichkeit, zur eigenen Lebendigkeit aussehen? Wie könnte im Konflikt genußfähig geblieben werden?

3. Deine und meine Zukunft

- Welche Vision von Beziehung verbindet derjenige, der ein Symptom produziert, mit diesem?

Inwiefern hofft der Klient unbewußt, durch das Produzieren der Symptomatik all die Lebendigkeit, Ruhe, Diskussionsbereitschaft, Zärtlichkeit, Kraft, Wärme, Geborgenheit, Freiheit, eben all das, was auf körperlich, geistig und seelischer Ebene bisher nicht gelebt werden konnte, in die Beziehung integrieren zu können? Inwiefern wird die Symptomatik zu einer Vision dessen, was ich in Zukunft in meinen Beziehungen gerne finden möchte?

- Welche Angst vor der Zukunft entwickelt der Beziehungspartner im Angesicht der Symptomatik?

Inwiefern hat der Beziehungspartner Angst davor, wieder lebendig werden zu müssen, sich wieder raus zu wagen, sich dem Leben und den Menschen wieder öffnen zu müssen? Vor al

lem aber, sich den abgelehnten Seiten der eigenen Person, des Partners und seiner inneren Familienmitglieder stellen zu müssen?

4. Unser gemeinsames Beziehungsbaby

- Welche Auswirkungen hat die Symptomatik, der Konflikt auf das gemeinsame Baby Beziehung?

Inwiefern stellt die gemeinsam produzierte Symptomatik, der gemeinsam produzierte Konflikt einen unbewußten Versuch dar, die Vision von Beziehung, die wir zu Beginn unserer Beziehung entwickelt haben, in den Raum zu holen? Inwiefern stellt die Symptomatik, der Konflikt, eine Chance für mehr Lebendigkeit, Verspieltheit, Wut, Freude, Lust, Trauer, Schmerz, Zärtlichkeit, Verliebtheit, Haß, Scham oder Witz dar?

András Wienands ist Diplom-Psychologe, Systemischer Therapeut und Supervisor (DGSF). Körper-integrierter Psychotherapeut (KPT). European Certificate of Psychotherapy (ECP). Leiter der Gesellschaft für Systemische Therapie und Beratung (GST). Psychotherapeutische Praxis in Berlin. Kontakt: wienands@gstb.org

Literatur

Wienands, A. (2003). Systemische Lösungen. Perspektiven systemischer Theorie und Praxis. Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, erscheint im Herbst 2003

Wienands, A. (2002). Salvador Minuchin: „I believe in the family.“ Ein Erfahrungsbericht vom Minuchin Center for the Family. In: Kontext. Zeitschrift für Systemische Therapie und Familientherapie, Jg. 33, Heft 3/02, S. 213 - 223.

Wienands, A. (2002). Palo Alto: die Wiege systemischen denkens. In: Zeitschrift für systemische Therapie, Jg. 20, Heft 4/02, S. 236 - 244.

Wienands, A. (2002). Die Heidelberger Konzeption systemischer Therapie an der psychosomatischen Klinik am Hardberg. In: Systeme. Interdisziplinäre Zeitschrift für systemtheoretisch orientierte Forschung, Jg. 16, Heft 1/02, S. 41 - 48

Open Space

Konkurrenzgesellschaft: ein Konstrukt?

Zunächst erforderte es gründliche Nachfragen und Ausführungen aller Beteiligten, um 1. den Sinn und 2. das Ziel dieser Frage deutlich zu machen.

Die polaren Ansichten zu Beginn der Diskussion: Wir leben in einer Konkurrenzgesellschaft

Ein ethisches Prinzip,
das aktiviert.

Eine fatale Ideologie, die sowohl den
interindividuellen als auch den glo-
balen Frieden bedroht.

Die Begriffsklärung ergab, daß wir dazu neigten, destruktive und konstruktive Bedeutungen von Konkurrenz zu vermischen. Konkurrenz (zusammen eilen, Wettlauf, zusammenprallen) an und für sich ist nicht negativ – der Umgang damit kann es sein. Daher ist eine genaue Unterscheidung erforderlich zwischen existenzieller Konkurrenz (gewinnen auf Kosten anderer, Ausstechen) und vergleichender Konkurrenz, bei der die Zweiten und Dritten nicht leer ausgehen.

Durch das Konstrukt der allgegenwärtigen und unvermeidbaren Konkurrenz werden die persönliche Ebene, die Ebene der sozialen Bezugsgruppe(n) und der Gesellschaft und die globale Ebene unterschiedlich beeinflusst.

Weiter erarbeiteten wir zum Verständnis des Konstrukt-Begriffes, daß durch Konstrukte sehr reale Verhältnisse bestimmt werden. Diese Frage mit ja zu beantworten bedeutet also nicht etwa, daß das mit der Konkurrenzgesellschaft eigentlich nicht real, sondern ein Irrtum sei. Es ist vielmehr so wie bei Gender, daß hier ein sehr wirkmächtiges Konstrukt ganz konkrete Auswirkungen hat. Diese Auswirkungen werden jedoch oft zu Unrecht als unveränderliche Gegebenheiten betrachtet. Diese Auswirkungen haben die Form von Schein-Tatsachen, die sich in Lehren, Glaubenssätzen und Überzeugungen ausdrücken. Beispiele sind etwa „Den Letzten beißen die Hunde“, „Erfolg heiligt die Mittel“, „Das Glück gehört den Tüchtigen“, „Im Krieg und in der Liebe sind alle Mittel erlaubt“ und so weiter. Solche „Gewißheiten“ stellen Rechtfertigungen, Normalisierungen oder Bagatellisierungen von Gewalt im weitesten Sinne dar.

Angesichts beständig knapper werdender Ressourcen sind diese eskalationsträchtigen Konstrukte dringend zu hinterfragen und von Lehrsätzen der Kooperation und Solidarität abzulösen.

Einige der Auswirkungen solcher „Gewißheiten“, die de-konstruiert und von abgelöst werden sollten, seien aufgeführt:

Individualisierung der Belastungen durch knappe Ressourcen (selbst schuld),

Abwertung der Verlierer und Ausgrenzung,

Aufwertung der Ausgrenzung („belebt das Geschäft, sorgt für Fortschritt“)

Damit wird erleichtert, die Verantwortung einer Gemeinschaft für die Schwächeren zu verringern oder im Extremfall zu leugnen. Abwertung führt neben entsprechender Behandlung durch die, die davon Kenntnis haben, auch zu entsprechendem, die Abwertung bestätigenden Verhalten der Abgewerteten. Ein Teufelskreis.

„Gewinner“ und „Verlierer“ sind Worte einer Dominanzkultur.

„Gute Verlierer“ sind möglicherweise ängstlich angepaßt. „Schlechte Verlierer“ sind möglicherweise sensibel für Abwertung.

Der allseits beklagte Leistungs- und Konsumdruck (die Angst, als Verlierer dazustehen), ist eine direkte Auswirkung und ein wirtschaftlich willkommenes Phänomen.

In der Wirtschaft mehren sich die Versuche, durch die Abkehr vom betriebsinternen und vom marktbezogenen win-lose-Denken nachhaltig d.h. existenzsichernd zu arbeiten und zu verhandeln. Zugleich existieren viele Produktionsbereiche, ausschließlich durch „Schaffung“ neuer Konsuminteressen durch aggressive Werbung. Man hat hier begonnen zu differenzieren.

Ein ideologisches Konstrukt, das funktional ist für das kapitalistische System

Zum Schluß

Kooperation als Konkurrenz zur Konkurrenz: Ein neues Konstrukt? Ein alter Wert? Die einzige Rettung?

Bereits die (durchaus realistische und empfehlenswerte) Erwartung von „ausstechender“ Konkurrenz veranlaßt zu entsprechenden Strategien, die ihrerseits zu bestätigen scheinen, daß die Welt von Konkurrenz bestimmt wird. Die Erwartung von Kooperation, gemeint ist die beidseitige Bereitschaft dazu, würde zu völlig anderem Verhalten führen, das nicht strategisch zu sein bräuchte, mehr noch, als Strategie eine Kooperation behindern würde.

(notiert von Gernot Krieger)

Workshop

Einführung in die „Gewaltfreie Kommunikation“ nach M. B. Rosenberg unter Einbeziehung von Geschlechtsaspekten

Teilgenommen haben (geschätzt): 20 Frauen und 8 Männer

Die „Gewaltfreie Kommunikation“ nach Marshall B. Rosenberg gründet sich auf sprachliche und kommunikative Fähigkeiten, die unsere Möglichkeiten erweitern, selbst unter herausfordernden Umständen die Bedürfnisse aller Beteiligten zu achten.

Unsere gewohnte Art und Weise zu kommunizieren, bringt uns in Konfliktsituationen oft nicht weiter. Auf Urteile und Kritik reagieren die meisten Menschen mit Abwehr oder Widerstand. In der „Gewaltfreien Kommunikation“ versuchen wir, unsere Aufmerksamkeit in Richtung unserer einfühlsamen Potentiale zu lenken. Wir versuchen, die hinter den Worten liegenden Bedürfnisse zu erkennen und klar aus- bzw. anzusprechen.

Die Grundform der „Gewaltfreien Kommunikation“ besteht aus vier Schritten, die sowohl Selbstklärung als auch einfühlsames Zuhören ermöglichen können.

1. Beobachtung: Was geschieht konkret, was können wir sehen, hören, merken u.s.w.
2. Gefühle: Wie fühlen wir uns, wenn wir diese Handlung beobachten?
3. Bedürfnisse: Welche Bedürfnisse stehen hinter diesen Gefühlen?
4. Bitten: Was kann hier und jetzt geschehen, damit es uns besser geht?

Diese vier Schritte bieten uns die Möglichkeit, unfriedliche Gedankenmuster zu durchbrechen, und bei automatisierten, die Verständigung behindernden Reaktionen innezuhalten. Statt dessen können wir uns mit den Fragen beschäftigen "Was brauche ich, damit es mir besser geht?" und ebenso "Was braucht der oder die Andere?". Schließlich können wir uns dann fragen: "Was können wir tun, damit unser beider Bedürfnisse erfüllt werden?"

Diese Art und Weise zu denken und zu reden steht im radikalen Gegensatz zu dem, was die meisten von uns gelernt haben. Das Erstaunliche ist jedoch, daß auch kleine Schritte in diese Richtung Beziehungen aller Art verändern und verbessern können.

Die „Gewaltfreie Kommunikation“ findet ihre Anwendung in allen Lebensbereichen, wo es um die direkte Auseinandersetzung zwischen Menschen geht; sei es im mikro-, meso- oder makro-sozialen Feld.

Anliegen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die Anliegen schienen weit gehend den persönlichen Alltag zu betreffen. Manches betraf auch den Umgang mit körperlicher Gewalt. In der Gewaltfreien Kommunikation geht es jedoch um das angemessene miteinander Sprechen. Körperliche Gewalt kann zwar unter Umständen mit kommunikativen Mitteln abgewendet oder beendet werden, sie ist jedoch nicht Gegenstand des Modells.

Die Anliegen scheinen uns in zwei Kategorien unterscheidbar:

1. Ethische und theoretische Fragen: Begriffsklärung und Legitimation

Wohin mit den Aggressionen? Wann ist Gewalt gerechtfertigt? Was tun, wenn keine Bereitschaft da ist?

Wann ist Rückzug erlaubt? Soll man Konflikte vermeiden? Ist der Versuch, Verständnis zu entwickeln, nicht auch Konfliktvermeidung?

2. Persönliche Interessen: Kompetenzentwicklung

Streß macht Kommunikation schwer – wie kann ich unter Streß konstruktiv kommunizieren? Wie kann ich Eskalationen bremsen? Wie Muster aufbrechen? Wie kann ich anders reagieren?

Vorgestellte Inhalte und Kommentare der Teilnehmer und Teilnehmerinnen

Ärger und Wut machen die Kommunikation schwer, sie lassen ihren Ausdruck – sei es offen oder mehr oder weniger erfolgreich kontrolliert – als Angriff erscheinen. Wer sich jedoch als angegriffen betrachtet, ist bestrebt, sich zu schützen. Die Strategien, sich zu schützen, sind vielfältig. Sie reichen von Formen des Ausweichens bis zu Formen des Gegenangriffes. Sie veranlassen höchst selten dazu, sich kooperationsbereit nach dem Anliegen der Ärgerlichen oder Wütenden zu erkundigen. So stockt die Verständigung oder die Spannung eskaliert, da die wechselseitigen Anliegen nicht angemessen zur Sprache kommen. "Gewaltfreie Kommunikation" zeigt schnell wirkende und tief gehende Möglichkeiten, dieses Dilemma zu überwinden.

Ärger, Wut und Zorn sind Gedankenarbeit plus Gefühl

Ärger, Wut und Zorn werden oft als Grundgefühle betrachtet, als elementare Vorgänge, die ihren eigenen, unvermeidlichen Verlauf folgen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, daß dies nicht so ist: Ärger, Wut und Zorn können fortauern, sie können wachsen oder auch abklingen, sie können bewältigt werden oder "sich in Luft auflösen", wenn der Anlass verschwindet. Wir entwickeln Ärger, Wut und Zorn aber nicht wegen eines äußerlichen Ereignisses, sondern wegen der Überzeugung, ein anderer Mensch habe sich schuldig gemacht, sich falsch verhalten, habe durch Gleichgültigkeit, Bosheit oder Feindseligkeit etwas angerichtet, was uns schmerzt oder geschadet hat.

Ärger, Wut und auch Zorn bestehen also aus mehreren Komponenten:

- aus seelischem Schmerz, der entsteht, wenn Bedürfnisse unerfüllt bleiben,
- aus einer Körperreaktion (der Alarm- bzw. Aggressionsbereitschaft), die bei Erleben von seelischem Schmerz ausgelöst wird und
- aus Gedanken und Vorstellungen, die aufgrund der Vermutung von Absicht oder Gleichgültigkeit, von Boshaftigkeit oder Feindseligkeit entstehen.
- aus zusätzlichen Gefühlen, die aufgrund dieser Gedanken und Vorstellungen entstehen

Solche Gedanken und Vorstellungen stehen der Verbindung zu uns selber im Weg; wir sind so zu sagen außer uns. Wenn wir uns ärgern, sind wir nicht in Kontakt mit unseren Bedürfnissen und auch nicht in Kontakt mit den Bedürfnissen der anderen. Wenn wir mit den 4

Schritten zu uns kommen, wird uns bewußt, was uns gefehlt oder geschmerzt hat; welches Bedürfnis unerfüllt blieb.

Daß Menschen nicht von anderen geärgert werden, sondern sich über andere ärgern, daß sie nicht von anderen wütend oder zornig gemacht werden, sondern wüten oder zürnen, das ist ebenso plausibel wie ungewohnt und bedarf langer Übung, um es im Alltag umsetzen zu können. Zugleich ist es eine wertvolle Erkenntnis, daß es in der eigenen Entscheidung liegt, sich weiter (und ggfs. mehr) zu ärgern oder die Aufmerksamkeit auf Einfühlung für sich selbst und für die anderen zu lenken, um dadurch die Situation zu verändern. Auch Vorwürfe und Schuldgefühle erscheinen aus dieser Warte in einem anderen Licht: Vorwürfe sind Schuldgedanken, die gegen andere gerichtet sind. Schuldgefühle sind Gefühle, die aus Schuldgedanken gegen sich selbst entstehen.

Die Verantwortung bleibt

Die Verantwortung für das eigene Handeln und dessen konkrete Folgen für andere bleibt bestehen. Das oft zitierte „Verschwinden der Verantwortung“ findet in der gewaltfreien Kommunikation nicht statt, allerdings erstreckt sich die Verantwortung auch auf die eigenen Bedürfnisse. Denn was im Konflikt steht, sind nicht die Bedürfnisse der Beteiligten, sondern ihre Strategien, mit denen sie diese zu erfüllen versuchen.

Wessen Verhalten andere belastet oder wer einen Schaden anrichtet, wird nicht moralisch verurteilt, sondern wird darauf hingewiesen und bekommt die Gelegenheit, eine Verbindung herzustellen, um die Bedürfnisse aller Beteiligten unter einen Hut zu bringen. Dies kann eine Wiedergutmachung einschließen, wenn damit die Bedürfnisse aller Beteiligten berücksichtigt sind.

Die Kraft der Empörung

Um auf Mißstände aufmerksam zu machen, um zum Innehalten zu bewegen, kann lauter Protest erforderlich sein, eine Geste, ein Notschrei. Wut oder Empörung geben Kraft, "revolutionärer Zorn wird als ein Motor von Veränderung betrachtet. Die Kraft der Empörung oder revolutionärer Zorn können geeignet sein, sich Gehör zu verschaffen, sich gegen Menschen mit schädigenden Absichten zu wenden und sie aufzuhalten. Für die ersten Schritte einer Veränderung können Kampf oder heftiger Protest unvermeidlich sein. Wenn es jedoch um Kooperation geht, muss eine Verbindung hergestellt werden. Empörung und Zorn wirken dabei hemmend und erzeugen oft mehr Gewalt. Es kann einer Situation angemessen sein, zur Notwehr zu greifen. Wesentlich häufiger jedoch als gemeinhin angenommen werden durch gewaltfreie Kommunikation Lösungen gefunden, die beide Seiten zufrieden stellen und damit langfristig haltbar sind.

Die eigenen Bedürfnisse stehen im Mittelpunkt – das ist gut so

Verhalten, das uns stört oder schädigt, hat für die Handelnden immer einen Hintergrund, der auf Selbsterhalt, auf Bedürfniserfüllung gerichtet ist. Störendes oder schädigendes Verhalten mitfühlend zu verstehen, also die der Handlung zugrunde liegenden Bedürfnisse zu achten, heißt niemals, diesem zuzustimmen. Verstehen hilft vielmehr, Veränderungsprozesse zu er

möglichen, weil die Verständigung weniger durch wechselseitige Verteidigung behindert wird.

Wenn wir uns bewußt sind, was wir selbst fühlen und brauchen, können wir uns vor anhaltendem Ärger schützen und uns Erfolg versprechend für die eigene Bedürfnisse einsetzen. Wenn wir überlegen und nachfragen was andere Menschen fühlen und brauchen, können wir dazu beitragen, deren Ärger zu mindern. Wenn wir andere Menschen Respekt und Mitgefühl entgegenbringen, haben wir bessere Chancen, das zu bekommen was wir wollen – und zwar als Geschenk.

Gesamteindruck

Die Zeit war für ein erstes und überwiegend theoretisches Kennenlernen der „Gewaltfreien Kommunikation“ bemessen. Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer wären jedoch an vertieftem Verstehen und vor allem an mehr Gelegenheit zur Übung der einzelnen Elemente interessiert gewesen. Die eigenen Vorstellungen über das, was in anderen vorgeht, sind einerseits Voraussetzung für Einfühlung, andererseits ist es oft schwer, Verallgemeinerungen bzw. Stereotype auch als solche zu erkennen und zu hinterfragen. Bezüglich Gender oder Geschlecht gilt dies natürlich ebenso wie für alle anderen Stereotypen. Bei den Anwesenden ließen sich die erwarteten geschlechtstypischen Akzente nicht eindeutig feststellen. Wir erklärten uns dies zum einen mit der untypischen Auswahl an Männern und Frauen und zum anderen mit „dekonstruierenden“ Auswirkungen der Tagung und der vorhergegangenen Beschäftigung mit eben diesem Thema.

(Leitung: Gernot Krieger & Karin Sonne-Nijhoff)

Kontaktadressen und Literaturhinweis

Center for Nonviolent Communication: www.cnvc.org, Tel: 001 818-957-9393. Kontakt Deutschland: www.gewaltfrei.de

Kontakt Berlin: Zentrum Gewaltfreie Kommunikation Berlin e.V., Elfriede-Kuhr-Straße 37 12355 Berlin. Tel. 030 66 46 05 27, Fax 030 66 46 05 37, berlin@gewaltfrei.de www.gewaltfrei.de

Rosenberg, Marshall B.: Gewaltfreie Kommunikation. Aufrichtig und einfühlsam miteinander sprechen. Neue Wege in der Mediation und im Umgang mit Konflikten. Paderborn: Junfermann 2001 ISBN: 3-87387-454-7

Weitere Leseempfehlungen:

Engl, Joachim/Thurmair, Franz.: Wie redest du mit mir? Fehler und Möglichkeiten in der Paarkommunikation. Freiburg: Herder 1995 ISBN 3-451-04364-5. Eines der erfolgreichsten Programme für Paare, die einander besser verstehen wollen.

Juul, Jesper: Das kompetente Kind. Auf dem Weg zu einer neuen Wertgrundlage für die ganze Familie. Reinbek: Rowohlt 1997 ISBN 3-498-03330-1. Ein Buch nicht nur für Eltern, sondern besonders auch für Erwachsene, die als Kinder ihrer jeweiligen Eltern miteinander auskommen wollen.

Juul, Jesper: Grenzen, Nähe, Respekt. Wie Eltern und Kinder sich finden. Reinbek: Rowohlt 1998. ISBN 3-499 60751-4. Ein kurzer und gehaltvoller Einstieg in Jesper Juuls Gedankenwelt.

Lerner, Harriet Goldhor, *Wohin mit meiner Wut? Neue Beziehungsmuster für Frauen* Frankfurt am Main: Kreuz 1992 ISBN 3-268-00040-1. Gut für Frauen und Männer, die sich mit Hilfe weiblicher Biographien mit Wutmustern beschäftigen wollen.

Schnack, Dieter/Neutzling, Rainer.: *Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit* Reinbek: Rowohlt 1990. ISBN 3-499-18257-2 *Ob Frau, ob Mann: Wer Männer und Jungen besser kennen lernen möchte, hat hier das Beste zum Einsteigen.*

Schulz von Thun, Friedemann: *Miteinander Reden Band 1-3 Band 1, Störungen und Klärungen.* Reinbek: Rowohlt 1981 ISBN 3-499-17489-8 *Band 2, Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung.* Reinbek: Rowohlt 1989 ISBN 3-499-18496-6 *Band 3, Das "innere Team" und situationsgerechte Kommunikation.* Reinbek: Rowohlt 1998 ISBN 3-499-60545-7 *Das praxisnächste, verständlichste, grundlegendste und auch noch preiswerteste über Verständigung im Alltag.*

Tannen, Deborah: *Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Frauen und Männer aneinander vorbeireden.* Hamburg: Kabel 1991 ISBN 3-8225-0161-1. Ein wirklich klärendes und hilfreiches Buch, das die entscheidenden typischen Unterschiede in den Ausdrucks- und Verstehensweisen von typischen Frauen und typischen Männern aufzeigt.

Programm der Tagung „Konflikt und Geschlecht“

„Forum Männer in Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse“
und Heinrich-Böll-Stiftung

Freitag, 15. November 2002

Begrüßung

Henning von Barga, Heinrich-Böll-Stiftung

Einstieg in das Thema: Was ist ein Konflikt? Meinungsbarometer mit allen TeilnehmerInnen
Willi Walter, Männerforscher, Berlin

Vorträge und Diskussion

Wir Männer, wir Frauen. Soziale Identität und Geschlechtsrollenorientierungen als Vermittler in der Wahrnehmung von Konflikten zwischen den Geschlechtern

Wolfgang Enge, Universitätslektor (Universität Graz), Sozialpsychologe und Kommunikationstrainer

Die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen - und somit auch das Geschlecht als Zugehörigkeit zu einer sozialen Kategorie - definiert einen wesentlichen Teil unserer Identität, die soziale Identität. Wo diese bedroht erscheint, werden Strategien entwickelt, um positive soziale Identität wiederherzustellen. Unterschiedliche Geschlechtsrollenorientierungen scheinen maßgeblich daran beteiligt zu sein, wann Geschlechtsidentitäten als gefährdet wahrgenommen und welche Strategien erfolgreichen Identitätsmanagements verfolgt werden.

Männlichkeit(en) und Konflikt – Wie Männer und Jungen ihre Konflikte untereinander austragen

Kurt Möller, Fachhochschule Esslingen/Universität Bielefeld

Worin bestehen Grundzüge der Typik männlichen Konfliktverhaltens und worauf sind sie zurückzuführen? Wo liegen Konsistenzen, wo interne Disparitäten? Fragen wie diese sollen auf der Grundlage von theoretischen Einblicken in die Eigenarten männlicher Sozialisation und anhand von Beispielen aus empirischen Projekten zum Verhalten von Jungen in gewaltförmigen und z.T. politisch aufgeladenen Konflikten diskutiert werden.

Sprache und Sprechen zwischen den Geschlechtern: Konfliktverhindernd? Konfliktproduzierend? Konfliktlösend?

Christa M. Heilmann, Leiterin der Abteilung Sprechwissenschaften der Philipps-Universität Marburg

Weibliches und männliches Sprechhandeln ist ein komplexes System, das auch durch geschlechtsbezogene Aspekte geprägt ist. Zusammenhänge, Wirkungsmechanismen und biolo-

gische, soziokulturelle und gesellschaftliche Hintergründe und Rollenabhängigkeiten werden aufgezeigt und machen deutlich, wo Konfliktpotentiale sind. Strategien, wie mit diesen Konflikten kommunikativ relevant umgegangen werden kann, werden dargestellt.

Open Space: Konflikt und Geschlecht?

Bearbeitung von Fragestellungen der TeilnehmerInnen zum Thema

Samstag, 16. November 2002

Konflikt als Chance - Die Perspektive der systemischen Therapie und Beratung

András Wienands, Dipl. Psych., Systemischer Therapeut und Supervisor, GST Berlin

Wir werden durch die Auseinandersetzungen mit Partnern, Kindern, Freunden und Kollegen in die noch nicht abgeschlossenen Auseinandersetzungen mit den Bezugspersonen unserer Herkunftssysteme zurückgeschickt. Beginnen wir nach den Entwicklungsbedingungen zu fragen, welche unsere Eltern geformt haben, fangen wir an, uns für deren Menschlichkeit und Fehler zu öffnen. Der eigentliche „Liebesdienst“ den Partner, Kinder und Freunde im Konflikt für uns leisten, ist, daß sie uns an die Hand nehmen und zu Vater und Mutter zurückbringen. Der Vortrag wird versuchen, diesen Gedanken der mehrgenerationalen Perspektive systemischer Therapie und Beratung auf Konflikte unter Männern, Vätern und Söhnen, Partnern, Freunden und Kollegen anzuwenden und in seiner Bedeutung zu reflektieren.

Parallele Workshops

Workshop 1

Die Geschlechterfalle. Konstruktion und Dekonstruktion von genderbezogenen Konflikten über Sprache und Sprechen.

Workshop 2

Einführung in „gewaltfreie Kommunikation“ mit besonderem Blick auf Geschlechtsaspekte

Workshop 3

Konflikt und Geschlecht und so weiter?

Auswertung, Meinungsbarometer, Konsequenzen, Schlüsse

Willi Walter, Männerforscher, Berlin, Henning von Bargen, Heinrich Böll Stiftung

Forum Männer intern/Zukünftige Struktur des Forums/Festlegung der Themen für die Fachtagungen 2003

Die Gemeinschaftsaufgabe Geschlechterdemokratie in der Heinrich-Böll-Stiftung

Geschlechterdemokratie als gesellschaftspolitische Vision und Leitbild

Geschlechterdemokratie ist in der Satzung der Heinrich-Böll-Stiftung „als ein von Abhängigkeit und Dominanz freies Verhältnis der Geschlechter“ definiert. „Diese Gemeinschaftsaufgabe ist sowohl für die interne Zusammenarbeit als auch für die öffentliche Tätigkeit aller Bereiche ein maßgebliches Leitbild.“ (§2 Abs. 3)

Dieser Ansatz wird in der Heinrich-Böll-Stiftung seit mehreren Jahren Schritt für Schritt erfolgreich praktiziert.

Geschlechterdemokratie hat zum Ziel

- gleiche Teilhabe von Frauen und Männern an politischen Entscheidungsprozessen zu ermöglichen;
- gleichen Zugang zu Ressourcen zu gewährleisten;
- Entscheidungs- und Gestaltungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum (Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur etc.) ebenso wie im privaten Bereich (Familie, Paar- bzw. zwischenmenschliche Beziehungen, Haushalt etc.) herzustellen;
- die gesellschaftliche Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern gerecht neu zu regeln und zu bewerten, so daß Männer ihren Anteil an der Erziehungs-, Betreuungs- und Hausarbeit übernehmen (können);
- autoritäre und gewaltförmige Strukturen zwischen Frauen und Männern im privaten Bereich wie im öffentlichen Raum zu verhindern.

Die Umsetzung des Leitbildes Geschlechterdemokratie ist ein prozeß- und praxisorientierter Ansatz, der einen Beitrag zur Umgestaltung von Politik und Gesellschaft sowie zur Reorganisation von Institutionen und Organisationen leisten soll und kann.

Die Stabsstelle Gemeinschaftsaufgabe Geschlechterdemokratie

Die Stabsstelle Gemeinschaftsaufgabe Geschlechterdemokratie begleitet, initiiert und fördert Prozesse und Projekte der Umsetzung in den einzelnen Bereichen, Abteilungen und Teams der Stiftung. Dabei bleibt die selbständige fachliche und persönliche Umsetzung in der Verantwortung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und den jeweiligen Abteilungen bzw. Gremien der Stiftung.

Die Stabsstelle ist auf der Referentenebene mit einer Frau und einem Mann besetzt. Dieses Genderteam (Gabriele Schambach und Henning von Barga) hat insbesondere Steuerungs- und Beratungsaufgaben. So werden die in den Abteilungen und Gremien gemachten Erfahrungen gebündelt, ausgewertet und in die Organisation zurückgegeben.

Dokumentationen von Veranstaltungen sowie weitere Informationen können in der Stabsstelle angefordert werden.

In der Reihe „Schriften zur Geschlechterdemokratie“ sind bisher erschienen:

Nr. 1: Alles Gender? Oder was?

Nr. 2: Politik für Kinder!

Nr. 3: Beispiele zur Umsetzung von Geschlechterdemokratie und Gender Mainstreaming in Organisationen

Nr. 4: Mann oder Opfer?

Nr. 5: Vater werden, Vater sein, Vater bleiben

Nr. 6: Geschlechterdemokratische Dialoge (auch in einer englischen Fassung)

Stabsstelle Gemeinschaftsaufgabe Geschlechterdemokratie der Heinrich-Böll-Stiftung

Kerstin Ahrens – Henning von Barga – Gabriele Schambach

Hackesche Höfe, Rosenthaler Str. 40/41, 10178 Berlin

Tel: 030-28534-181; Fax: 030-28534-109; E-Mail: gender@boell.de; Internet: www.boell.de